G 6892

THEOLOGISCHES

Katholische Monatsschrift

Begründet von Wilhelm Schamoni

Jahrgang 33, Nr. 7 **Juli 2003**

INHALT

David Berger
Editorial 282

Georg Eder
Weitergabe des Glaubens in der Familie 283

Walter Hoeres
Geballte Rührung – Berliner Impressionen 289

Stefan Hartmann
Weltjugendtag 2005 294

Hans-Peter Raddatz
Allah in der Kirche? Ein weiterer Schritt auf dem Weg zum „einen Gott" 295

George Weigel
Die Wichtigkeit des Priesters für die Heiligung der Kirche 297

Lothar Groppe
Der Zölibat – Zwang oder Freiheit? 302

Impressum 304

Joseph Overath
Erst Deformation, dann Reformation? (Teil II) 305

David Berger
Erste Einblicke in das Werk Kardinal Scheffczyks 325

BUCHBESPRECHUNGEN

Alexander Desecar
Ogledalo Pravde – Spiegel der Gerechtigkeit: Medjugorie 331

Hans-Viktor von Sury
A. Graf v. Brandenstein-Zeppelin u.a. Herkunft und Zukunft des Menschen 333

Leo J. Elders
Jörgen Vijgen: Indubitanter ad veritatem 334

Felizitas Küble
Nicht verfolgt, aber benachteiligt – Christen im Heiligen Land .. 335

Adressenänderungen, Neu- u. Abbestellungen bitte an:
Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, 53708 Siegburg (i. A. des Hrsg.)

Editorial

Fast genau fünf Jahre sind es her, dass Msgr. Ulrich-Paul Lange am 17. August 1998 nach dem Tod von Prof. Johannes Bökmann die Herausgabe von *Theologisches* übernommen hat. Trotz der teilweise großen Schwierigkeiten, die dieser Wechsel mit sich brachte, hat Msgr. Lange über all die Jahre die Mühen und Arbeit, die mit diesem Amt verbunden sind, geduldig und selbstlos auf sich genommen. So soll hier an erster Stelle ein aufrichtiges – auch im Namen der Fördergemeinschaft *Theologisches* ausgesprochenes – Wort des Dankes an Prälat Lange stehen.

In seinem ersten Beitrag als neuer Herausgeber sprach er im Anschluss an Hans Urs von Balthasar von den „reißenden Wölfen", die heute dem Leib Christi, der die Kirche ist, zahllose Wunden zufügen, während die Welt „mit Achselzucken und Schadenfreude" zusieht, „wie die katholische Kirche sich selbst zugrunde richtet." – Damit war allen Lesern und Mitarbeitern klar, dass die eindeutig katholische, von Prälat Schamoni begründete und von Prof. Bökmann ausgebaute Orientierung von *Theologisches*, die diese Zeitschrift im übersättigten religiösen Zeitschriftenspektrum Deutschlands einzigartig macht, fortgesetzt werden sollte. Ganz in diesem Sinne verweigerte sich der neue Herausgeber von Anfang an allen bequemen Beschwichtigungsstrategien und stellte sich tapfer gegen den Ausverkauf der katholischen Identität. Nicht nur in der von ihm erfolgreich fortgesetzten Herausgabe der Reihen *Respondeo, Distinguo* und den *Quaestiones non disputatae* sowie den Beiträgen, die er in unsere Zeitschrift aufnahm, auch in den zahlreichen eigenen Artikeln, wurden die aktuellen Probleme der Kirche klar benannt und deren Ursachen scharfsinnig analysiert. Immer wieder wurde deutlich, dass vom Herausgeber und den Mitarbeitern der Zeitschrift die ernste Weisung des Zweiten Vatikanischen Konzils an die Theologie, „Schrift und Tradition mit gleicher Kindesgesinnung und Achtung" (Dei Verbum, 2) anzunehmen, zu verehren, unversehrt zu bewahren und zu verteidigen, wirklich ernst genommen wurde.

Dies soll auch in Zukunft so bleiben. Die Ereignisse der letzten Wochen und Monate haben erneut ins Bewusstsein gerufen, welchen Tiefstand die deutsche Universitätstheologie weithin erreicht hat:

Da fordert etwa ein katholischer Professor für Christliche Gesellschaftslehre, Joachim Wiemeyer, der nicht nur als Lehrer an der Universität Bochum eine zentrale Multiplikatorenstelle besitzt, sondern darüber hinaus noch Berater der Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen der Deutschen Bischöfe ist, „dass wir vor allen Dingen medizinische

Leistungen für Jüngere bereitstellen müssen, aber nicht jede lebensverlängernde Maßnahme für sehr alte Leute noch durchführen müssen". Es sei daher gerecht, bestimmte teure medizinische Leistungen ab einer bestimmten Altersgrenze konsequent zu verweigern. – Woraufhin der Sozialverband Deutschland den Theologen wegen „Verdacht der Anstiftung zum Mord aus niedrigen Beweggründen" anzeigte und den sofortigen Entzug der Lehrerlaubnis forderte.

Auf dem Berliner „Kirchentag", den Walter Hoeres in diesem Heft in gewohnt souveräner Weise kritisch würdigt, feiert ein katholischer Priester – gegen die ausdrückliche Weisung des Papstes in seiner neuen Eucharistieenzyklika und im vollen Wissen um seine Verfehlung – bejubelt von den Medien eine „Eucharistiefeier mit offener Kommunion". Er ist kein Unbekannter, sondern der Saarbrücker Universitätsprofessor der katholischen Theologie, Gotthold Hasenhüttl, der seit mehr als 20 Jahren als bekennender Atheist auftritt . Das Selbstbewusstsein, mit dem er nach seiner Handlung vor die Presse tritt, zeigt, dass er aus dem zwanzigjährigen Schweigen der zuständigen Bischöfe gelernt hat: Wenn man – wie schon der Heidelberger Exeget Klaus Berger vor zwei Jahren in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* entsetzt bemerkte – über Jahrzehnte einem Priester und Theologieprofessor stillschweigend zugesteht, Atheist zu sein, kann man ihm schlecht wegen einer Handlung „an der unteren Schwelle des Möglichen" (Kardinal Lehmann)[1], die in nicht wenigen Pfarreien in Deutschland schon gang und gäbe sein soll, Sanktionen auferlegen.

Das eigentlich Beunruhigende an der Sache aber ist, dass es sich sowohl bei den beiden genannten Fällen nur um die Spitze eines Eisbergs handelt, wie auch das Verhalten der Verantwortlichen, die die kirchliche Lehrerlaubnis erteilen und über die Einhaltung der Treue zur Lehre der Kirche wachen sollten, exemplarisch zu sein scheint.

Hier wird sichtbar, welch unverzichtbaren Dienst eine Zeitschrift wie *Theologisches,* mit ihrem Einsatz für den Glauben der Kirche und eine darauf basierende gesunde Glaubenswissenschaft, leistet. Dass dieser Dienst an der Wahrheit auch von Rom aus gewünscht wird, zeigt nicht nur die Tatsache, dass die Zeitschrift gleich zweimal in den 80er Jahren eine ausdrückliche Belobigung durch den Präfekten der Vatikanischen Kleruskongregation, Kardinal Silvio Oddi, erhielt. Auch ein hochrangiger Theologe des Vatikan, der in der Glaubenskongregation tätige Dominikaner Augustine Di Noia, forderte unlängst bei einem Vortrag in Rom angesichts der völlig beispiellosen Oppositionshaltung, die viele Theologen in den letzten 30 Jahren gegen das Lehramt der Kirche eingenommen haben, eine konsequente Rückkehr zu den großen Leitmotiven der traditionellen Theologie.[2]

Jeder der Leser weiß, dass es in diesen ganzen 30 Jahren eine theologische Zeitschrift gab, die diesen verhängnisvollen Weg nicht mitgegangen ist, sondern mutig und geistreich für die katholische Alternative gekämpft hat: quia tu es, Deus, fortitudo mea! (Ps 43, 2)

Als neuer Herausgeber von *Theologisches* bitte ich Sie – Autoren wie Leser – unsere Zeitschrift mit der gleichen Hochherzigkeit zu unterstützen, die Sie auch in der Vergangenheit immer wieder gezeigt haben.

Dr. David Berger

[1] Cf. DT vom 3. Juni 2003, 5. Cf. auch: Hasenhüttl bleibt uneinsichtig, in: DT vom 11. Juni 2003, 6.

[2] Laut einer kath.net – Meldung vom 31. Mai 2003.

GEORG EDER
Alterzbischof von Salzburg

Weitergabe des Glaubens in der Familie[1]

Einleitung

Es geht in diesem Thema – wie in diesem Symposion „Gottes Wort für die Familien" – nicht um eine gute Sache, sondern um das Ganze: um die weitere Existenz von Glaube und Kirche (ähnlich wie beim Problem Priesterberufe). „In solch einer Art Hauskirche (*ecclesiae domus*) sollen die Eltern durch Wort und Beispiel die ersten Glaubensboten sein und die einem jeden eigene Berufung fördern – die geistliche aber mit besonderer Sorgfalt" (Kirche, Nr. 11). Ich will versuchen, einige Schritte auf dieses unerschöpfliche Thema hin zu machen.

Die heutige Situation der (christlichen) Ehe und Familie

Es ist schwer, kein negatives Bild davon zu zeichnen. Die reinen Daten sind alarmierend. Im städtischen Lebensbereich geht nahezu die Hälfte der (jungen) Ehen in Brüche. Auch die Kinder binden das Band der Ehe nicht besser. „Das – die Scheidung – kann ich wegen der Kinder nicht tun", hat man früher des Öfteren aus dem Mund von betroffenen Frauen gehört. Heute heißt es dagegen nicht selten: „Die Kinder sind kein Problem – die kannst du haben" (Ausspruch bei einer Pfarrgemeinderats-Sitzung in einem Tiroler Dorf). Man verhindert jahrelang in der Ehe das Kommen eines Kindes. Noch geht die Kinderzahl europaweit zurück; man weiß aber, dass es im Durchschnitt mehr als zwei Kinder bedarf, um die Zahl der Bevölkerung zu halten.

Und im Hinblick auf das Thema: Weitergabe des Glaubens in der Familie: Ein größerer Teil der Eltern kann das nicht (mehr) aus dem einfachen Grund, weil sie selber den Glauben nicht mehr empfangen haben. Sie kennen vielleicht nur Reste, Bruchstücke des christlichen Glaubens; der Glaube selbst, besonders wenn man den Glauben als *depositum fidei* betrachtet, nimmt von Generation zu Generation ab.

Dagegen: Einzelne Familien sind hoch motiviert und leisten bei der Weitergabe des Glaubens mehr als unsere Elterngeneration, die Tischgebet, Engel des Herrn, Sonntagsgottesdienst, Samstagrosenkranz etc. als etwas Selbstverständliches von ihren Kindern forderten, aber kaum darüber sprachen. „Das gehört sich einfach", war meist die ganze Motivation; Glaubensgespräche gab es so gut wie nicht. Heute sehe ich, wie zum Beispiel unser Loretto-Gebetskreis, der zu einer

[1] Vortrag auf dem von der Bewegung Hauskirche veranstalteten Symposion „Gottes Wort für die Familien" in Salzburg vom 5.–6. April 2003.

„Großfamilie" geworden ist, die immer noch wächst, auch zu einem idealen Eheanbahnungsinstitut geworden ist.

Zwei grundsätzliche Fragen

Was ist der Glaube? und: Kann man den Glauben überhaupt „weitergeben"?

Es geht um die Frage der „Tradition" im ureigentlichen Sinn des Wortes: *paradidonai – e paradosi.* Dieser Begriff spielt im Leben der Kirche von Anfang an eine lebenswichtige Rolle. Es besteht kein Zweifel , dass dem geschriebenen Buch das Wort vorausgegangen ist – die mündliche Überlieferung. „Ich habe vom Herrn empfangen, was ich euch dann überliefert habe" (1 Kor 11,23: Die Feier des Herrenmahles). Es sind zwei unterschiedliche Quellen, aus denen die Kirche schöpft: die Schrift (*scriptura*) und die Überlieferung (*traditio*). Und natürlich sind bei beiden Weisen Fehler möglich; bei der einen Abschreibfehler, bei der anderen noch mehr durch Verfremdung. Eine Geschichte, die nur mündlich weitererzählt wird, kann sich schnell verformen. Die Kirche ist davon überzeugt, dass die Schrift vom Heiligen Geist inspiriert ist und derselbe Geist, der „innere" Lehrer, den Glauben der Kirche rein bewahrt.

Es ist doch gut, die theologische Unterscheidung beizubehalten: die *fides quae* und die *fides qua.* Denkerisch kann ich unterscheiden den Glaubensinhalt, das Glaubenswissen (*fides quae*) und den „gelebten" Glauben, den Glaubensakt (*fides qua*). Dazu trifft das Wort des hl. Jakobus: „Der Glaube ohne die Werke ist tot" (Jak 2,17). Der überscharfe Intellekt hat auch seine Gefahr. „Ich sehe das nicht ein." Der Glaube ist sowohl ein Akt des Verstandes, der Erkenntnis, wie auch des Willens. Entscheidend ist die Zustimmung des Willens: „Ja, ich glaube." Unzählige Male fordert Jesus diesen Glauben an IHN selbst (und zugleich an den Vater) ein. Er lobt den Glauben und beklagt sich über den Unglauben. Ein paar Beispiele: Der Hauptmann von Kapharnaum. „Herr, ich bin nicht würdig ... Jesus war erstaunt, als er das hörte und sagte zu den Umstehenden: Wahrhaftig, einen solchen Glauben habe ich in Israel noch bei keinem gefunden" (Mt 8,10). – Zur kananäischen Frau, deren Glauben Jesus auf die Spitze getrieben hatte, sagt er: „Frau, dein Glaube ist groß" (Mt 15,28) . Oder Joh 9,35.36 (die Heilung des Blindgeborenen): „Glaubst du an den Menschensohn? Wer ist das, Herr? Du siehst ihn vor dir. Der mit dir spricht, der ist es. Er aber sagte: Ich glaube, Herr. Und er warf sich vor ihm nieder." Und, ebenso ergreifend, der Glaube der Martha: „Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt, und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird auf ewig nicht sterben. Glaubst du das? Ja, Herr, ich glaube ..." (Joh 11,25).

Unbezweifelbar bleibt, dass es ohne Glauben kein Heil gibt. Aber die Kirche ist auch der Überzeugung, dass der Glaube ein Geschenk ist (*fidei donum*) und im Sakrament der Taufe der Keim des Glaubens gelegt ist. „Was erbittest du von der Kirche Gottes?" – „Den Glauben." Die Theologen sprechen von *virtutes infusae:* Die göttlichen Tugenden – Glaube, Hoffnung und Liebe – werden bei der Taufe eingegossen. Und zum Glaubensgut der Kirche gehört es, dass durch die Taufe alle Sünden nachgelassen werden und dass eine Wiedergeburt im Heiligen Geist geschieht (KKK 1262; Apg 2,38).

Die erste Hauskirche – die Heilige Familie

Wir gehen zurück zur ersten *domus ecclesiae,* der Heiligen Familie, und versuchen eine Rekonstruktion. Nach den uns

zur Verfügung stehenden Informationen der Evangelisten dürfte Jesus bis zum 30. Lebensjahr in seiner Familie zu Nazareth gelebt haben – das ist eine lange Zeit. „Der Sohn des Zimmermanns" wurde er genannt. Das dürfte auch von daher kommen, dass Jesus mit seinem Ziehvater Josef viele Jahre gemeinsam gearbeitet hat.

Was aber spielte sich innerhalb dieser Familie auf religiösem Gebiet ab? Maria und Josef waren gläubige Juden und hielten sich treu an das mosaische Gesetz. Jesus wurde am achten Tag beschnitten; der Sabbat wurde mit Sicherheit streng gehalten; „Jesus ging, wie er es gewohnt war, am Sabbat in die Synagoge" (Lk 4,16). Daheim wurden die jüdischen Gebetszeiten gehalten, aus dem Gesetz und den Propheten vorgelesen. Mit 12 Jahren machte der Junge die – streng vorgeschriebene – Wallfahrt nach Jerusalem zum ersten Mal mit und von da an wohl jährlich. Mit seinen Jüngern feierte er wohl jedes Jahr das Paschamahl. Noch am Tag vor seinem Leiden aßen sie mitsammen das Ostermahl, bis Jesus mitten im Verlauf des Mahles dieses radikal änderte. Nun sind es nur mehr Brot und Wein. „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird ... das ist mein Blut, das für euch vergossen wird" – das wahre Osterlamm.

Jesus lernte. „Jesus aber wuchs heran und seine Weisheit nahm zu" (Lk 2,52). Jesus lernte am Beispiel seiner Eltern, durch Nachahmung (learning by doing!). Und wenn ihm auch das göttliche Wissen mitgegeben war, so musste er sich doch das menschliche Wissen auf dieselbe Art und Weise erwerben wie die gewöhnlichen Menschen.

Die zwei Wege der Weitergabe des Glaubens: durch Wort und Beispiel

Zurück zum Grundthema. Weitergabe des Glaubens in der Familie. Man könnte auch so formulieren: Der eine Weg geht über den Verstand, der andere über das Herz. Wort und Beispiel. Wobei man sofort feststellen muss, dass das Beispiel weit stärker wirkt als das Wort. Dem Wort kann man sich verschließen, wie das Beispiel der Juden (und der Kinder) zeigt; gegen das Beispiel, das Vorbild, kann man sich gar nicht abschirmen, es wirkt einfach und dringt unbemerkt ein und verändert das Innere und das Innere färbt ab auf das Äußere. Der Mensch lernt durch Nachahmung. Prof. Jean Marie Meyer am 10. 3. 2002 beim Symposion der Bewegung Hauskirche am Sonntagberg: „Vom anthropologischen Standpunkt aus ist das Kind ein Wesen der *mimesis,* ein nachahmendes Wesen. Mit Hilfe seines ganzen Körpers nähert es sich immer mehr dem Verstand. So nimmt es die Realität auf und gibt sie durch sein Spiel wieder. Die Kinder ahmen nach, das heißt sie werden eins mit all dem, was sie sehen und hören. Und diese Nachahmung verwirklicht sich durch den ganzen Körper." Aber wo ein Kind den Glauben nicht zu sehen und zu hören bekommt, hat es nichts, was es nachahmen könnte. In einem Heim für behinderte Kinder und Jugendliche wurde jegliches religiöse Tun, jede Feier, verboten. (Hier bei uns in Österreich, nicht in einem kommunistischen Land!). „Kindern Gott vorenthalten" (Buchtitel von Prof. Albert Biesinger).

Es sind nicht nur die Eltern, die durch Wort und Beispiel den Glauben vorleben und weitergeben, es sind auch die Geschwister. Eines lernt vom anderen. Gebete lernt man und Lieder, und darüber hinaus religiöse Bräuche und Riten. Wenn mich jemand fragt, woher ich meinen Glauben habe, so antworte ich mit fester Überzeugung: Nicht von den Religionslehrern – die alle Priester waren – und nicht von der Kir-

che, sondern von daheim! Durch Religionslehrer, Priester und Gottesdienste wurde mein Glaube entfaltet und gestärkt, aber ich brachte ihn schon mit, den Glauben meiner Eltern.

Vater und Mutter in ihrer je eigenen Weise bei der Weitergabe des Glaubens

In diesem Kapitel doziere ich nicht, sondern erzähle von den Erfahrungen aus meiner Kindheit (mit fünf Geschwistern). Der Vater (meines Glaubens). Er redete nicht über den Glauben, er lebte ihn als Bauer. Er ging voran, er war der Vorbeter der Familie und dieses Vorrecht hätte er sich nie nehmen lassen. Das tägliche dreimalige Tischgebet ... der Samstagrosenkranz, der Sonntagsgottesdienst. Immer ging er mit uns, unbarmherzig holte er uns aus den Betten ... Sein Glaube war stark, herb, männlich. Der Vater steht mir auch als Zeuge des Glaubens noch deutlich vor Augen. Es war „in jener Zeit ..." (der Herrschaft Hitlers). Wir saßen gerade beim Mittagessen, da kommt der Ortsgruppenleiter (Voll-Nazi, natürlich aus der Kirche ausgetreten). Das Essen ist zu Ende. Wir Kinder saßen auf Nadeln. Wird nun der Vater aufstehen und den Engel des Herrn vorbeten oder nicht – wegen der Gegenwart des (nicht ganz ungefährlichen) Nazibosses? Aber – der Vater stand auf und betete mit fester und ruhiger Stimme den Angelus. Dieses offene Bekenntnis hat die Achtung vor meinem Vater und meinem eigenen Glauben ungemein gestärkt.

Die Mutter (meines Glaubens). Sie hat die Liebe zu Gott, zur Eucharistie, zum heiligsten Herzen Jesu und zu unserer himmlischen Mutter in unsere Herzen gelegt, nein – hineingeboren. Der Glaube braucht auch Wärme. Die kam von der Mutter. Ja, man kann den Glauben wie die Muttermilch einsaugen. Die Herz-Jesu-Freitage (bzw. die Sonntage danach) mit der heiligen Beichte und Kommunion schrieben sich tief in unsere Herzen. Im Mai nahm uns die Mutter in das „Obergemach", die Elternkammer, hinauf und hielt mit uns vor einer einfachen Lourdesstatue kleine Maiandachten. Die Blumen für den kleinen Maialtar brachten wir. Meiner Mutter schrieb ich (mit 18 Jahren!) meinen Herzenswunsch: Ich möchte Priester werden! So wurde mein Beruf „geboren". Und woher hatte die Mutter ihren Glauben – und das nötige Glaubenswissen? Die Mutter ging – mit wenigen Ausnahmen – jeden Sonntag zur Frühmesse um 6 Uhr. Da gab es keine Predigt und die heilige Messe war natürlich in Latein, eine Stillmesse. Ein Gebetbuch gab es und den Rosenkranz. Damit hat man ja den ganzen Glauben in der Hand (Kardinal Meisner!). Noch ein vielsagendes Ereignis. Als ich junger Priester war, kam ich im Urlaub heim und feierte in der Frühmesskapelle die heilige Messe. Mit großer Freude war die Mutter dabei. Ich, der ich „liturgisch bewegt" war, schenkte ihr einen Volksschott. Einige Zeit benützte sie diesen (aus Liebe zu mir), dann gab sie ihn wieder zurück. „Ach, ich bleibe doch lieber beim Rosenkranz. Mit dem schmerzhaften Rosenkranz kann ich das Messopfer am besten verstehen und mitfeiern...".

Die Weitergabe des Glaubens in der Familie

Was kann, soll, muss man heute auf dieser wichtigsten pastoralen Ebene tun? Es können nur einige bescheidene Anregungen sein. Oft habe ich in Predigten (anlässlich einer Kirchenrenovierung) gesagt: Wir renovieren unsere schönen Kirchen umsonst, wenn es uns nicht gelingt, die Hauskirchen zu erneuern. „Die Familie ist die erste Erfahrung von Kirche", heißt es in *Familiaris Consortio*. Denn nach den Worten von Paul VI. (*Evangelii Nuntiandi*) verkünden in der Familie, die

sich des Amtes bewusst ist, alle Familienmitglieder das Evangelium und es wird ihnen verkündigt. *Familiaris Consortio* nennt die Familie auch „das Hausheiligtum der Kirche".

Wahrscheinlich überfordern wir in vielen Fällen die Eltern, z. B. bei der Eheschließung oder bei der Taufe ihrer Kinder. Die Kirche verkündet die Ehe als Sakrament – und die Brautleute haben kaum eine Ahnung davon, was ein Sakrament ist und bewirkt. Die Kirche fordert die Einheit, die Unauflöslichkeit der Ehe und die Bejahung der Weitergabe des Lebens; und natürlich sagen alle ja vor dem Altar. Aber viele Seelsorger und Kirchenrechtler sind der Meinung, dass vielleicht bis zu ein Drittel aller kirchlich geschlossenen Ehen von vornherein ungültig sind wegen der inneren Vorbehalte der Brautpaare. Wir müssen also vor den Kindern oder mit den Kindern deren Eltern katechetisieren und vielleicht ist das gar nicht so unmöglich, wie es anfangs erscheint. Denn fast alle Eltern lieben doch ihre Kinder und wollen das Beste für sie. Das Beste aber hat die Kirche. In einer apostolischen Gruppe bereitet eine Mutter ihr Kind (und die Nachbarskinder) auf die ersten Sakramente vor. Zuerst sind nur die Kinder da, aber allmählich kommen auch die Eltern zu dieser Katechese ... (Wenn schon am Anfang der Pfarrer diese Erstkatechese hielte, würden sich wohl die Eltern nicht trauen zu kommen.)

Die Hauskirche braucht eine Hausliturgie. Schauen wir auf die religiösen Bräuche und Traditionen. Die sind viel stärker und wirksamer als wir glauben. Denken wir zurück an die *traditio*, die mündliche Überlieferung! Wer braucht heute keinen Palmbuschen, keinen Adventkranz (vom Christbaum gar nicht zu reden). Die Tradition lebt noch lange weiter, wenn auch der Sinn nicht mehr verstanden wird, sie lebt oft noch weiter, wenn auch der Glaube weithin abgestorben ist. Hier knüpft ein kluger Seelsorger an. Zum Unverzichtbaren einer Haus- und Volksliturgie gehört das tägliche Gebet. Die Übung ist es, die Wiederholung. „Vom Kennen zum Können führt nur das Üben", sagt Regens Walchhofer immer wieder den Seminaristen. Man wird heute natürlich zeitgemäße, kindgemäße Gebete verwenden; es wäre aber ein großer Verlust, wollte man die Grundgebete deshalb vernachlässigen. Zum „Gebetsschatz" gehören jene Gebet (und Lieder), die man auswendig kann!

Im „Jahr des Rosenkranzes" möchte ich auch ausdrücklich auf den Familienrosenkranz hinweisen. Die Kostbarkeit und der Gnadenquell dieses Gebetes können kaum überschätzt werden. Er enthält eine Summe des Glaubens, das Evangelium in komprimierter Form; die Grundgebete sind in ihm enthalten und er ist auch eine unerschöpfliche Meditation. Hilfen für Kinder – und nicht nur für sie – können das Gehen eines Rosenkranzweges sein (Maria Plain, Mariazell) oder das Betrachten von Dias ... Ein richtiges Moment der Volks- und Familienliturgie stellt auch die Wallfahrt dar. Wir lernten das Wallfahren sehr früh von unseren Eltern. Auch Bittgänge sind den Kindern zuzumuten. Und bei Familienausflügen am Sonntagnachmittag könnte man sehr oft einen Kurzbesuch in einer Kirche einplanen.

Errichtung eines Hausheiligtums. Einst war der Herrgottswinkel auch der Hausaltar, das Hausaltärchen ein Altartüchlein, auf dem Kurzgebete zu den verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres eingestickt waren. Es gab auch in den meisten Häusern ein „Speistuch" für die Krankenkommunion. Und welch wertvolle Verse fand ich auf Bahrtüchern in den Bauernhäusern. Wir können auf viele Kostbarkeiten zurückgreifen und sie revitalisieren.

Und was ist die notwendigste Einrichtung für die Wohnung einer katholischen Familie? Kreuz – Marienbild –

Weihwasser. Und natürlich will ich im „Jahr der Bibel" nicht die Heilige Schrift vergessen. Sie ist doch schon in vielen Familien zu finden, aber oft steht sie dort auch ungelesen, als „versiegeltes" Buch. Das Kreuz (natürlich mit dem Gekreuzigten!), Maria und das Weihwasser sprechen ganz unmittelbar an. „Im Kreuz ist Heil, im Kreuz ist Leben, im Kreuz ist Hoffnung." Maria ist das Bild der Mutter, der mütterlichen Kirche. Und im Weihwasser (und Kreuzzeichen) liegt Segen und Schutz. Für jeden Tag Segen, für jeden Tag Schutz. Und für jede Nacht dasselbe.

Neue Wege in der Weitergabe des Glaubens

Nun darf ich auf eine ganz neue Hilfe bei der Weitergabe des Glaubens hinweisen: „Glaube und Leben" in acht Bänden, für Kinder vom 6. bis zum 14. Lebensjahr. Aber es sind zugleich einfache Katechesen für die ganze Familie. Die Glaubensnot und der Tiefstand des Glaubenswissens in den Familien – trotz der großen Mühe unserer Religionslehrer und -lehrerinnen – ließ unserem Familienreferat keine Ruhe mehr. Jesus sagt: Wer sucht, der findet. Man fand – in Amerika! Ein neues Buch, ein neuer Weg. Nun wurden alle Kräfte mobilisiert, es arbeiteten Übersetzer und Übersetzerinnen, Fotografen (für die passende Bebilderung), Theologen mit einem guten Auge für den intakten katholischen Glauben, und man suchte intensiv nach einem Verlag – und auch nach Geld. Gott hat das Werk gesegnet. „Glaube und Leben", eine 8-teilige Reihe zur Weitergabe des Glaubens. Vier Jahrgänge sind bereits erschienen. Jedes „Jahrbuch" besteht aus drei Teilen: a) das Textbuch für die Kinder, b) das Arbeitsbuch und c) das Handbuch für Eltern und Katecheten. Ich selbst – als langjähriger Pfarrer und Katechet – setzte hohe Maßstäbe für dieses Werk. Meine Erwartungen wurden noch übertroffen. Vielleicht bedeutet „Glaube und Leben" einen Anfang, eine Wende in unserem verkopften System unserer Religionsbücher, vielleicht lässt sich die unheilvolle Trennung von Glaube und Leben doch wieder überbrücken … Man kann die Wirkkraft, die in diesem Werk liegt, kaum überschätzen.

Schluss: Nur im Gebet wird der Glaube geboren

Was ist nun das Entscheidende bei der Weitergabe des Glaubens? Ich halte alles für wichtig, was ich genannt habe, aber eines für unverzichtbar: das Gebet. Ohne Gebet bleibt all unser Mühen letztlich unfruchtbar. Einer der großen Theologen und Hüter unseres katholischen Glaubens, Kardinal Ratzinger, sagt: „Die Christologie (Theologie) wird im Gebet geboren, nirgends sonst."

Wenn das für die wissenschaftliche Durchdringung des Glaubensgutes gilt, dann gilt es noch mehr von der Katechese an den Kindern: Nur im Gebet wird der Glaube geboren – nirgends sonst.

Anschrift des Autors: *S.E. Dr. Georg Eder*
Fisching 19, A-5163 Mattsee

WALTER HOERES

Geballte Rührung

– Berliner Impressionen –

> Non intellecti nulla est curatio morbi.
> Verborgene Krankheiten lassen sich nicht heilen
>
> (Maximian eleg. 3,55)

Der Berliner Kirchentag hat drei Dinge gezeigt und zudem wieder eine alte, neue Frage provoziert. Zunächst das Ausmaß, in dem sich in der Kirche schon der Sieg des Gefühls über den Verstand und den Willen und damit der Modernismus durchgesetzt hat. Zweitens hat er die Tatsache bestätigt, die wir in diesen Spalten schon so oft und ganz vergeblich beklagt haben, wobei die Vergeblichkeit der Klage diese Tatsache aufs Schmerzlichste bestätigt. Wir meinen das entschwundene Bewusstsein für die wahre und wirkliche Gegenwart des Herrn im Altarsakrament und damit die Tatsache, dass wir trotz, ja gerade wegen des massenhaften Kommunionempfanges der „Gläubigen" vom zweiten verlorenen Sakrament sprechen können. Das andere ist die Beichte, die Georg May mit Recht so genannt hat.

Drittens hat der Kirchentag auf eindrucks- und jedenfalls lautstarke Weise bestätigt, dass die Vermittlung des Glaubens von seinen berufenen und durch die Gnade erleuchteten Verkündern immer mehr in die Hände von Werbefachleuten übergeht, die ihren theologischen Analphabetismus auf eingängige Weise als zeitgemäße frohe Botschaft zu verkaufen verstehen und damit im kirchlichen Bereich dieselbe Rolle spielen wie die Populisten im politischen. Und damit sind wir auch schon bei der bewussten Frage, die das Berliner Spektakel erneut aufgeworfen hat, und auf die wir nach wie vor keine Antwort wissen, weil wir naturgemäß und *salva reverentia* nicht in den Herzen unserer Oberhirten lesen können und uns beileibe auch nicht unterstehen, dies zu tun! Die Frage lautet natürlich, warum sie sich überhaupt darauf eingelassen haben, den Berliner Kirchentag so massiv zu unterstützen, zumal doch Verlauf und Konsequenzen, die vor allem in der sichtbar zelebrierten weiteren Nivellierung des Glaubensbewusstseins und der Demonstration bestanden, dass es „auf die Unterschiede gar nicht mehr ankommt", a priori abzusehen waren!

Selbst die an sich nicht im Verdacht übertriebener Bischofskritik stehende „Tagespost" sah sich zu der Feststellung veranlasst, dass „zumindest die katholische Kirchenführung die Fortentwicklung der ökumenischen Bewegung aus der Hand gegeben hat. Es sind die Organisatoren von gemeinsamen Mahlfeiern, es sind die Clowns und Experimentierer, die in Berlin den Ton angeben und auf Dauer die Ökumene prägen werden" (DT v. 31. 5. 2003, S. 5).

Auf den ersten Punkt, den wir eingangs erwähnten, den Durchsetzungswillen, ja den Sieg der modernistischen Erlebnis- und Gefühlsfrömmigkeit, den auch Berlin wieder demonstrierte, hat schon Klaus Berger in der FAZ hingewiesen. Das Erschreckende bei all diesen, der sogenannten Wiedervereinigung dienenden Veranstaltungen ist die Tatsache, dass die Leute gar kein Gespür mehr dafür haben, dass das Heil im Ergreifen und dem Besitz der Wahrheit besteht, ja dass die Glaubenswahrheiten von ihnen als lästiger Ballast

empfunden werden, wenn sie die ersehnte emotionale Nähe und Verbrüderung mit den Protestanten verhindern. Jetzt zeigen sich die Fehler und katastrophalen Versäumnisse in Religionsunterricht und Verkündigung, die den Schülern jahrzehntelang Steine statt Brot gegeben haben: penetrante politisch-moralische Berieselung und good-will-Werbung nicht nur für das Christentum, sondern auch für die anderen Religionen, die absichtsvoll im Vorhof des Glaubens stehenbleibt und bis in die Kirchenzeitungen hinein den neuen absoluten Wert der versöhnten Verschiedenheit und der Orthopraxie statt der Orthodoxie einhämmert.

Und wenn man sich aufseiten der theologischen Lehrstühle und ihrer Multiplikatoren in Pastoral und Verkündigung in missverstandener Öffnung für den angeblichen Geist des Konzils nun plötzlich für die Aufklärung und ihren agnostischen Trend sowie falschen Toleranzbegriff erwärmt, dann darf man sich nicht darüber wundern, dass in Berlin alle die, die es immer noch wagten, auf die essentiellen Verschiedenheit des Glauben hüben und drüben hinzuweisen, ausgebuht wurden! Doch statt falsche Friedensliebe, also dem Irenismus, vor dem schon Papst Pius XII. in „Humani generis" mit beschwörender Eindringlichkeit gewarnt hat, eine klare Absage zu erteilen, wird er heute in der Kirche unter dem Reiz und Totschlagwort des „Ökumenismus" nicht nur systematisch hoffähig gemacht. Ganz im Gegenteil werden auch alle die, die sich ihm in der Kirche entgegenstellen, mit der heute üblichen und gerade bei solchen Massenveranstaltungen atmosphärisch dichten Intoleranz als „Fundamentalisten" abgetan!

Siriusweit scheinen schon die Zeiten entfernt, in denen es die Kirche je und je verstanden hat, mit Macht gegen den Zeitgeist zu kämpfen und so „gegenzusteuern". Das würde heute bedeuten, dass sie mit einer längst verschollenen Kompromisslosigkeit gegen den Relativismus, Indifferentismus und Liberalismus in der Wahrheitsfrage kämpft, der schon Nietzsche vom Zeitalter des Nihilismus sprechen ließ!

Dabei sehen wir ganz davon ab, dass sich der katholische Glaube, der als lebendiger Organismus ein unteilbares Ganzes ist, nicht in einzelne Teilstücke zerlegen lässt, die additiv zusammengesetzt eine Summe bilden, aus der man sich mehr oder weniger wichtige Bestandstücke heraussuchen kann. Aber genau diese additive Sicht des Glaubens wird selbst von den offiziellen Ökumenikern gefördert und gefordert, die uns einreden wollen, es handele sich nur noch um eine Anzahl freilich gewichtiger Differenzen, die wir Schritt für Schritt „aufarbeiten" müssten.

Wir kommen zum zweiten Grund, warum der Berliner Kirchentag Anlass zur Bestürzung gegeben hat: wenn man nach den vielen Jahren der Selbstzerstörung und Verschleuderung des katholischen Glaubensgutes überhaupt noch eines solchen Affektes fähig ist, der ja auch immer ein Moment der Überraschung in sich birgt. In der Presse wurde viel Wesen um die unerlaubten gemeinsamen Eucharistie- und Abendmahlfeiern gemacht, obwohl doch jedermann weiß, dass die sogenannte über- oder interkonfessionelle „eucharistische Gastfreundschaft" vielerorts schon gang und gäbe ist und „angeboten" wird. Doch weitaus schlimmer ist die Tatsache, dass solche Massenveranstaltungen – und das gilt leider auch von Papstbesuchen – unter dem Gesetz jener unheilvollen Wechselwirkung stehen, das unsere Oberhirten offenbar immer noch nicht in seiner ganzen Gefährlichkeit realisiert haben.

Auf der einen Seite wird durch die Art, wie hier die körbeweise Verteilung des hochheiligen Sakramentes vorgenommen wird, das Bewusstsein von der wahren und wirklichen Gegenwart Christi noch anschaulicher, greifbarer und suggestiver relativiert als dies alles Gerede vom „heiligen Brot, das Ihr bald essen werdet", vermochte. Auf der anderen Seite sind solche eucharistischen Massenveranstaltungen mit der entsprechenden Art der Kommunionausteilung selber nur möglich, weil das Bewusstsein von der wahren und wirklichen Gegenwart des Herrn längst entschwunden und einer vagen Vorstellung von der einheitsstiftenden Kraft des gemeinsamen „Mahlhaltens" Platz gemacht hat. Die FAZ vom 31. 5. 2003 präsentierte einen Schnappschuss, bei dem ein mehr als salopp gekleideter hemdsärmeliger Mann einem ebenso hemdsärmeligen Kommunikanten, der zudem beidhändig zugriff, die Hostie reicht und das natürlich aus einem Korbe, der allenfalls als Obstschale taugt. Und ein Schelm, der da hingeht und behauptet, bei den anderen Gottesdiensten sei die Szenerie anders gewesen!

Schon vor Jahren berichteten wir in diesen Spalten von einem Erlebnis, das wir in der Frankfurter Frauenfriedenskirche hatten. Wie vielerorts, so war es auch hier üblich, dass ein Kommunionausteiler – in diesem Falle war es ein Theologiestudent, der inzwischen der hl. Theologie den Rücken gekehrt hat – zur Empore ging, um den dort postierten Mitgliedern des Kirchenchores die hl. Kommunion zu bringen. Der Vorgang verzögerte sich aus irgendwelchen Gründen und der Kommunionausteiler ging nach dem Ende der Messe durch die Menge zurück, die schon dem Ausgang zustrebte. Dabei unterhielt er sich in gedämpftem Ton mit einigen der Kirchenbesucher. Als er an mir vorüberkam, versuchte ich eine Kniebeuge und diese Geste war bereits – jedenfalls in diesem Rahmen – damals so ungewöhnlich, dass einige Leute erschrocken herbeiliefen, weil sie dachten, ich sei gefallen! Mehr als alles andere enthüllen solche Begebenheiten, wie weit sich schon das Bewusstsein des Numinosen, des *tremendum,* das sich im Altarsakrament ereignet und bleibend präsent ist, verflüchtigt hat! Und wie sollte es auch bei jenen Großveranstaltungen anders sein, in denen der Kommunionempfang ohnehin zum Event und zum Druckmittel umfunktioniert wird, die volle Gemeinschaft mit den Protestanten zu erzwingen!

Was nun den dritten Punkt betrifft, so kann man natürlich nicht mehr verlangen, dass Katholiken- oder Kirchentage von heute nach Art der Honoratiorenveranstaltungen früherer Zeiten zelebriert werden. Auf der anderen Seite gibt es jene „Häresie der Formlosigkeit" wie sie Martin Mosebach genannt hat, die überall dort zu finden ist, wo man bewusst und flagrant gegen das Urgesetz allen Lebens und erst recht allen Ausdrucks im geistigen Leben verstösst, dass sich Form und Inhalt allemal entsprechen und entsprechen sollen. Und es liegt auf der Hand, dass dieses Ur- und Formgesetz a fortiori im religiösen und hier erst recht im sakralen Bereich zu gelten hat. Ob der Verstoß gegen dieses Gesetz der Form, der angemessenen Gestalt, des adäquaten Ausdrucks und des guten Geschmacks unmoralisch ist, haben wir hier nicht zu entscheiden. Auf jeden Fall ist er peinlich, abstoßend und gerade in den sublimsten Bereichen des menschlichen Lebens, in denen es um die unendlich heilige und anbetungswürdige Majestät Gottes und das Verhältnis zu ihm geht, oft von fratzenhafter Hässlichkeit. So sind viele Gottesdienste heute von atemberaubender Peinlichkeit und das gerade deshalb, weil die Priester auf der einen Seite nach wie vor *in persona Christi* agieren, auf der anderen Seite aber als Entertainer ihre Schäflein mitten im heiligen Tun durch Späße und

Einfälle zu unterhalten suchen, die die Grenze zur Albernheit schon längst überschritten haben! Kostproben davon haben wir immer wieder in diesen Spalten gegeben und eine Anzahl davon im Respondeo-Heft Nr. 13: „Kirchensplitter" zusammengefasst, das nicht zufällig den Untertitel trägt: „Gottesdienst als Spaß". Wenn einstmals die Geschichte der Liturgiereform und ihrer Folgewirkungen geschrieben wird, dann wird sie eine Geschichte solch unsäglicher Peinlichkeiten sein, die alle unter dem grellen Gegensatz zu rubrizieren sind, dass hier das Erhabene schlechthin von überdies noch ungeschickten Possenreißern auf lächerlichste Weise verkauft worden ist.

Was vom sakralen Raum im engeren Sinne gilt, das trifft mutatis mutandis auch auf kirchliche Großveranstaltungen zu. Auch hier ist der Albernheiten und Peinlichkeiten kein Ende und man fragt sich erstaunt, ob die Veranstalter des Kirchentages tatsächlich der Meinung waren, mit ihren Gags, Events und Schnurren die nüchternen Berliner und darüber hinaus unsere rational distanzierten Zeitgenossen zu beeindrucken! „Lustig", so die „Tagespost" v. 31. 5. 2003, „ging es zu, weil eine im Programm als ‚Clownin und Theologin' auftretende Hamburgerin durch ihre Gärten führte, die in dem weiten Saal durch Pflanzen und Blumeninseln angedeutet und die jeweiligen christlichen Bekenntnisse repräsentieren sollten. Da war der katholische Garten, wo viel ‚römisches Gestrüpp' den anderen Pflänzchen den freien Zugang zum Himmel erschwerte". Peinlich die Heiligenscheine auf den Kirchentagsplakaten, die in Form von Satellitenschüsseln über den Leuten schwebten und schließlich zu Rettungsreifen aufgeblasen wurden. Peinlich der Auftritt Lafontaines mit seinem umjubelten Diktum, dass jeder wisse, es sei beim Irak-Krieg nicht um Massenvernichtungswaffen, sondern um Öl gegangen. Peinlicher noch der religiöse Analphabetismus, mit dem sich prominente Politiker der jeweils anderen Konfession anzubiedern suchten. So Annette Schavan, die baden-württembergische Kultusministerin, die für die Öffnung des Bischofs- und Priesteramtes für Frauen plädierte und der evangelischen Kirche Beifall zollte, die dies längst erreicht habe! Peinlicher noch die Abschlussliturgie, bei der Wasser verteilt wurde, damit jeder seinem Nächsten einen Tropfen auf die Stirn spritzen und ihn auf solche Weise mit pseudoreligiöser Sakramentalität segnen könne. Dabei führten – peinlicher noch – Herr Stäps vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken und ein evangelischer Pastor den Teilnehmern das Ritual vor: „Jan, Du sollst ein Segen sein": „Ich segne Dich, Detlef"! Die Gruppendynamik mit ihrem „zärtlichen Gott" lässt grüßen (Vgl. dazu unseren Aufsatz: Sehnsucht nach Intimitäten" in: Respondeo-Heft 14 S. 234 ff.). Was den Verfasser dieser Zeilen aber am meisten bestürzte, war die nahezu ekstatische Begeisterung auch älterer Ordensfrauen, die auf nicht wenigen Fotos vom Berliner Kirchentag zum Vorschein kam. Denn das sind doch zum großen Teil dieselben Leute, die sich noch bis zum Konzil mit Schaudern und Entrüstung von der interkonfessionellen Verbrüderungsszenerie und dem Begleitspektakel abgewandt hätten, das sie heute so enthusiastisch begrüßen. Hier stellt sich erneut und in aller Schärfe die Frage nach dem recht verstandenen katholischen Gehorsamsprinzip ! Soviel dürfte aber sicher sein, dass wir gewiss Heilige brauchen, die in Demut und Gehorsam zur Kirche stehen, aber keine Funktionäre. Denn das sind die Leute, die jeden auch radikalen Schwenk reibungslos und ohne mit der Wimper zu zucken, mit vollführen.

Anschrift des Autors: Prof. Dr. Walter Hoeres
Schönbornstr. 47, 60431 Frankfurt/M.

STEFAN HARTMANN

Weltjugendtag 2005

Dass deutsche Christen bei sicher angemessener Bezahlung Weltmeister im Organisieren von Kirchentagen sind, dürfte sich beim ökumenischen Kirchentag in Berlin jüngst wieder einmal bestätigt haben und wird sich beim Katholikentag 2004 in Ulm gewiss schwäbisch-solide genauso wiederholen wie 2005 beim Weltjugendtag in Köln. Dabei war es in Berlin sicher ein Zufall, dass budddhistisch-oranges Halstuch und Gummi-Heiligenschein sehr gut zum Besuch des Dalai Lama aus Tibet als „Superstar" passten.

2005 in Köln ist eindeutig Papst Johannes Paul II. im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und das wird einigen beamteten Funktionären, etwa des „BDKJ" (Bund deutscher katholischer Jugend), nicht immer gelegen sein. Manche werden zähneknirschend und ohne innere Freude und Ergriffenheit ihren organisatorischen Pflichten oder Dienst-Loyalitäten nachkommen. Andere werden denken, dass soviel Jugendliche gewiss auch anderes im Sinn haben als Papst und Glaube, vielleicht lässt sich ja nebenher, eventuell mit Abtprimas Notker aus Rom, noch ein „Rock im Dom" organisieren. Papst Johannes Paul II., der im „Hl. Jahr der Erlösung" 1983 mit dem ersten Weltjugendtag in Rom begann, hat sicher ein einmaliges Charisma, mit jugendlichen Massen umzugehen – sei es in Buenos Aires, Santiago de Compostella, Tschenstochau, Denver, Manila, Paris, Rom oder zuletzt Toronto. Dabei fällt jedoch auf, dass die spirituelle Dichte und die äußere Disziplin nicht immer mit der Entwicklung Schritt gehalten haben. Auch die päpstlichen Forderungen an die Jugend sind im Lauf der Jahre immer weniger konkret geworden. Es gab ärgerliche Vorkommnisse von Ehrfurchtlosigkeit bei der Feier der Massen-Eucharistie, und zunehmend beteiligen sich auch völlig liberal eingestellte Jugendliche an diesen Tagen. Für diese ist es ein „Event", während das restliche Programm von den verschiedenen Vertretern der so genannten neuen geistlichen Bewegungen gestaltet wird. Als gleichsam „kleine Päpste" halten Priester und Bischöfe zwischendurch „Katechesen", die leider oft vor allem auf Applaus und Ankommen angelegt sind. Viel Emotion und wenig Glaubenswissen oder Forderung – diese Realität spiegelt sich auch auf Weltjugendtagen, weshalb sich das liberale deutsche Kirchenestablishment von solcher Formlosigkeit in keiner Weise bedroht sieht. Von Christus und dem Evangelium wird geredet und gepredigt, wichtiger aber sind die eigenen Erlebnisse durch Lieder, Schunkeln etc. Das mag als jugendspezifisch hingehen und für viele heute eine Stütze sein, aber wie lange trägt sie? Immerhin soll ja in der Nachfolge der drei Weisen in Köln von „Anbetung" die Rede sein. Doch was versteht davon die Mehrheit der deutschen Kirchentags-Jugendlichen?

Vielleicht liegt ein Problem der Jugendtage auch darin, dass die vielen mitwirkenden „Bewegungen" selber oft kein theologisches Fundament haben, vielfach narzisstisch und

– Die Scheußlichkeit des modernen Antlitzes ist ein ethisches Phänomen. –

Nicolás Gómez Dávila:
Auf verlorenem Posten. Wien 1992, S. 162

infantil um ihre eigene Ideologie und den manchmal geradezu kultisch verehrten Papst kreisen. Allein „Communione e Liberazione" (deren Zeitschrift „Spuren" inzwischen auch in deutscher Sprache erscheint) denkt etwas weiter und gibt seinen Anhängern intellektuell und geistlich festere Kost mit auf den Weg. In Polen war es die Oase-Bewegung „Licht-Leben" des Priesters Franz Blachnicki, die einen eigenen Lebensstil formte und forderte, der über solche Massenfeste hinaus prägend blieb (z. B. Verzicht auf Alkohol und Nikotin, tägliche Mitfeier der hl. Messe). Denn auch Jugendliche sollten liturgisch, moralisch-theologisch und intellektuell ernst genommen werden. Sie sind keine bloße Masse von Jubelpotenzial.

Dass die kommende große Veranstaltung in Köln und Umgebung dennoch einen bleibenden Sinn haben wird, liegt weniger an der Vorbereitung als an der Durchführung und den Akzenten, die Papst Johannes Paul II. selbst bis dann setzen wird. Irgendwelche charismatische Gestalten, die ihn bei einer solchen Veranstaltung ersetzen oder auch nur ergänzen könnten (wie früher einmal Mutter Teresa), sind nirgends in Sicht.

HANS-PETER RADDATZ

Allah in der Kirche?

Ein weiterer Schritt auf dem Weg zum „einen Gott"

Unlängst konnte man den Eindruck gewinnen, dass der „Dialog mit dem Islam", der für die weniger Informierten immer wieder für Überraschungen gut ist, erneuten Staub aufwirbelte. Diesmal war es das Schott-Messbuch, das auf seine Weise den Anschluss an die islamischen Zeichen der Zeit gefunden hat. In der 12. Woche des Jahreskreises taucht nun die erste Sure des Koran auf, „die Eröffnende" (*al-fatiha*), oder auch die „Mutter des Buches", wie die Muslime sie nennen:

„Im Namen Allahs, des Allbarmherzigen! Lob und Preis sei Allah, dem Herrn aller Weltenbewohner, dem gnädigen Allerbarmer, der am Tage des Gerichtes herrscht. Dir allein wollen wir dienen, und zu dir allein flehen wir um Beistand. Führe uns den rechten Weg, den Weg derer, welche sich deiner Gnade freuen – und nicht den Pfad jener, über die du zürnst oder die in die Irre gehen"!

Es ist bekannt, dass aus islamischer Sicht mit denen, „die in die Irre gehen", die Juden und Christen gemeint sind, die sich einst gegen Gott versündigten, weil sie ihre Schriften häretisch verfälschten und durch das Buch des Islam und seinen Propheten „auf den rechten Weg" – notfalls mit Gewalt – zurückgeführt werden mussten. Der „rechte Weg" (*as-sirat al-mustaqim*) ist der zentrale Begriff nicht nur dieser Eingangssure, sondern des exklusiven Selbstverständnisses des muslimischen Glaubens überhaupt. Wer sich mit diesem Weg beschäftigt, hat bereits den Schlüssel, den *miftah* zum Islam in der Hand, der aus dem gleichen Wortstamm des Öffnens und Aufschließens kommt. Diejenigen, die die *fatiha* ins Messbuch eingefügt haben, haben sich also den Zugang zum Wesentlichen des Islam erschlossen.

Der „rechte Weg" bezeichnet eine umfassende Seinsform, die denjenigen, der ihn beschreitet, ontologisch von allen anderen Seinsformen unterscheidet. Es ist der Weg zu Allah, einer Gottesvorstellung, welche die Schöpfung benötigt, um ihre überlegene Andersheit zu bestätigen. Im Zentrum der islamischen Theologie steht denn auch eine Kosmologie, in der die Schöpfungsordnung durch die selbstreflexive Zuordnung auf Allah gewährleistet ist. Mit anderen Worten bedeutet dies, dass die menschliche Existenz nicht in der Freisetzung von Willenspotentialen zur Transzendierung der Schöpfungsordnung besteht, wie sie den christlichen Glauben kennzeichnet.

Islam bedeutet nicht Frieden, wie oft fälschlich behauptet, sondern „Hinwendung" bzw. „Unterwerfung" unter eine Ordnung, die den Menschen zum integralen Bestandteil einer umfassenden Resonanz mit Allah macht und auf das Endgericht vorbereitet. Der Mensch kann sich nur auf dem „rechten Weg" befinden, wenn sich Geist und Körper in einer permanenten Inversion in die islamische Ordnung einfalten, ein dem christlichen Gedanken völlig entgegengesetzter Vorgang, der dem Islam die Bezeichnung einer „Religion der Immanenz" eingetragen hat. Eine Transzendierung, die dem Menschen eine personale Position gegenüber Allah verschaffen könnte, musste ontologisch scheitern und ist daher auch – insbesondere in der islamischen Philosophie – unter zum Teil tragischen Umständen schon vor acht Jahrhunderten zu den Akten gelegt worden.

Was in diesem Kontext im westlichen „Dialog" immer wieder gern übersehen wird, ist nicht nur die existentiell definierende Zuordnung des Menschen, sondern auch die Mann-Frau-Abstufung in der Menschheit. So wie Allah sich in der Schöpfung reflektiert, um die Erkenntnis seiner Andersheit sicherzustellen, so reflektiert sich der Mann in der Frau, um seine Verantwortung für die allahgerechte Menschheitsordnung zu gewährleisten.

Für ein korrektes Verständnis des Islam ist daher unverzichtbar, die überragende Rolle des Mannes in einer strikten Geschlechtertrennung sowie der permanenten, gerade auch sexuellen Verfügbarkeit der Frau als Teil des Gottesdienstes zu beachten, der sich aus Ritus und Kampf gegen den Unglauben zusammensetzt. Dieser Kampf beschränkt sich nicht auf die vom katholischen Dialog üblicherweise zitierte „Anstrengung im Glauben", sondern enthält vor allem auch den konkreten *djihad* gegen alles Nichtislamische, das vor allem in einer ungehorsamen Frau besteht. Eine solche ist besonders in den Fällen anzunehmen, in denen Frauen ihr Sein nicht als uneingeschränktes Nutzenpotential der Männerordnung sehen, d. h. sich nicht von der Welt abtrennen lassen und für den ständigen Dienst am Mann häuslich und sexuell verfügbar halten.

Neben dem sexuellen Teil des islamischen Gottesdienstes, der vor allem den Bestand der Gemeinschaft sichert, spielt bekanntlich auch der rituelle Teil eine kaum minder große Rolle, indem die Männer – von den Frauen getrennt – normalerweise täglich fünfmal ein streng reglementiertes Gebetsritual ausführen. Im Zentrum dieses Rituals steht wiederum jene *Fatiha*, die nun auch Eingang ins Messbuch gefunden hat. Sie steht am Beginn einer jeden *ruk'a*, d. h. der Nieder-

werfung, die 17 mal pro Tag erfolgt. Ebenso wird sie vielfältig zu anderen Gelegenheiten gesprochen, wenn wichtige Nachrichten empfangen oder Vereinbarungen geschlossen werden. Ihre Bedeutung für das muslimische Glaubensleben kann kaum überschätzt werden, so dass derjenige, der sie spricht, offensichtlich dabei ist, das Tor zum „rechten Weg" und damit sein Bewusstsein für das inverse Seinsverständnis des Islam zu „öffnen".

Die Versuche, die sich seit dem Konzil damit beschäftigen, mit den Muslimen „den einen Gott anzubeten", sind inzwischen Legion. Ob sie nachhaltig gelingen, hängt davon ab, inwieweit das christliche Gottesbild weiter umgeschmiedet und damit das Gewissen der Menschen für die eigene Personalität gegenüber Gott verschlossen werden kann. Eric Voegelin hat eindringlich genug auf den „Gottesmord" als Vorbereitung der großen westlichen Gewaltideologien, der „politischen Religionen" Europas, hingewiesen. Wer das reflexhafte Sprechen und Handeln in Kirche und Gesellschaft in bezug auf den „Dialog mit dem Islam" verfolgt, dem wird nicht nur die fachliche Inkompetenz, sondern auch die zunehmende „islamische Korrektheit" auffallen. Wer zudem auch sensibel genug ist, die offenbar dynamisch wachsende Neigung zu Diffamierung und Repression zur Kenntnis zu nehmen, wenn es darum geht, dem Islam und seinen Forderungen zum Durchbruch zu verhelfen, der mag eine Ahnung davon bekommen, dass der sich hier abzeichnende Proislamismus durchaus das Kaliber einer neuen politischen Religion entwickeln könnte. Die eröffnende *fatiha* ist nur eine weitere Zündstufe zur Verstärkung eines Prozesses, den das Konzil selbst entscheidend eingeleitet hat. Dieser Prozess ist charismatisch, d. h. ihm wohnt eine vitale Konkurrenz inne, in der neben der Kirche inzwischen alle maßgeblichen „Deutungseliten" – Politik, Universität, Medien – mit zunehmender Stringenz ihr Heil in der Förderung des Islam suchen.

Anschrift des Autors: Dr. Hans-Peter Raddatz, Thomas-Wimmer-Ring 11, 80539 München

GEORGE WEIGEL

Die Wichtigkeit des Priesters für die Heiligung der Kirche[1]

Die größte Krise in der Geschichte der Kirche in Amerika

Seit nun ungefähr 16 Monaten pflegen wir, wenn wir von der Kirche sprechen, von ihrer Krise zu sprechen. Die vom sexuellen Missbrauch durch Geistliche und von falschen bischöflichen Entscheidungen verursachte Krise ist für mich, der ich mich wissenschaftlich mit der katholischen Kirche der Vereinigten Staaten beschäftigt habe, die größte Krise in der Geschichte der Kirche in Amerika. Sie ist es deswegen, weil sie an Wahrheiten rührt, die zum innersten Wesen der Kirche gehören, zu ihrer Struktur und „Verfassung", die uns von Christus selbst gegeben wurde.

Deswegen ist es sehr wichtig, sich daran zu erinnern, dass das Wort „Krise" in der Gedankenwelt der Bibel zwei Bedeutungen hat. Die erste stellt den uns vertrauten Sinn des Wortes dar: eine „Krise" ist eine unheilvolle Zerrüttung, ein Zerbrechen dessen, was fest und sicher schien. Und wir haben sicherlich in diesen vergangenen 16 Monaten eine „Krise" in diesem Sinn erlebt. Aber die Welt der Bibel sieht die „Krise" auch als Möglichkeit, als Chance: ein Moment, der in sich die zukünftige Möglichkeit einer tieferen Bekehrung trägt. Wenn die Krise als Unheil zur Krise als Chance in der katholischen Kirche in Amerika werden soll, dann müssen wir erkennen, dass den innersten Kern der Krise eine Krise der Jüngerschaft bildet; eine Krise der Glaubenstreue. Und das einzige Mittel gegen eine Krise der Treue ist ... Treue.

Das Defizit an Heiligkeit als Ursache für die Krise

Jede Krise in der katholischen Geschichte ist durch eine Unzulänglichkeit der Heiligen, durch ein Defizit an Heiligkeit verursacht. Weil jeder Christ durch die Taufe zur Heiligkeit berufen ist, berührt diese Dimension der Krise uns alle, die wir zur Gemeinschaft der Getauften gehören. Wir alle haben eine Verantwortung, dabei zu helfen, aus der Unheilskrise eine Krise als Chance zu machen. Wenn wir diese Verantwortung ausüben wollen, müssen wir alle, gleich in welchem christlichen Lebensstand wir leben, unser Gewissen prüfen und darüber nachdenken, ob wir durch und durch, zielbewusst und radikal ein christliches Leben der Jüngerschaft führen, indem wir alles auf den Herren setzen, indem wir jeden Tag daran denken, dass es sein Königreich ist, um dessen Kommen wir beten und seine Kirche, in der wir dienen.

Die Szene im Evangelium mit Jesus und Petrus auf dem See von Genezareth kann uns hier helfen. Wenn Petrus seine Augen fest auf den Herrn richtet, kann er tun, was unmöglich zu sein scheint, kann er auf dem Wasser gehen. Wenn er seinen Blick von Christus abwendet und beginnt, anderswo seine Sicherheit zu suchen, sinkt er. Auch wir können das scheinbar Unmögliche tun, wenn wir unseren Blick fest auf Christus richten. Wenn wir anderswohin blicken, sinken wir. Das trifft in gleicher Weise für die Kirche wie für einzelne Christen zu. Und deswegen ist Heiligkeit die Antwort auf die heutige katholische Krise.

Was ist Heiligkeit? Heiligkeit lebt in der Wahrheit, sie lebt in der Wahrheit über den Zustand des Menschen, der durch Christus offenbart worden ist. Wenn wir in dieser Wahrheit leben, werden wir zu der Art von Menschen, die mit Gott für immer zusammen leben können. Deswegen sagte der Heilige Vater, als er zu den Kardinälen der Vereinigten Staaten, – in dieser Woche ist es genau ein Jahr her –, sprach, dass die heutige Krise aus dem Versäumnis erwachsen ist, die Fülle der katholischen Wahrheit zu leben und zu lehren. Wenn wir es versäumen, die Wahrheit zu lehren und sie zu leben, wenn wir an die Stelle dessen, was Christus, die Wahrheit, der Weg und das Leben, offenbart hat, etwas setzen, von dem wir denken, dass es unsere Wahrheiten sind, leben wir nicht als die Heiligen, die zu sein wir berufen sind – als die Heiligen, die

[1] Bei dem folgenden Text handelt es sich um einen Vortrag, den der Verfasser bei einem diözesanen Treffen in Charleston, South Carolina, das sich an die Chrisammesse dieser örtlichen Kirche am 15. April anschloss, gehalten hat. „Theologisches" dankt der Internet-Nachrichtenagentur „Zenit. Die Welt von Rom aus gesehen" (www.zenit.org) für die freundliche Abdruckerlaubnis der Übersetzung aus dem Amerikanischen.

wir sein müssen, wenn wir ewig glücklich bei Gott leben sollen.

Und das bedeutet seinerseits, dass es keine ‚Reform' der Kirche ohne Bezug zur ‚Form' geben kann. Und die ‚Form' (Gestalt) der Kirche ist von Christus begründet, nicht von uns. Die Kirche gehört Christus, nicht uns. Wir erschaffen die Kirche nicht; noch ist sie das Werk unserer christlichen Vorfahren; oder das der Theologen, pastoralen Berater oder gar der Spender für den jährlichen Fonds der Diözese. Die Kirche war, ist und wird immer von Christus geschaffen sein, der gerade das, worauf es ankommt, unterstrich als er seinen Jüngern sagte, „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt" (Joh. 15,16).

Priesterliche Treue und Glaube

Am Tag der Chrisammesse ist es über Jahrhunderte üblich, über diesen besonderen Teil der von Christus vorgegebenen Gestalt der Kirche nachzudenken, über das Amtspriestertum. Und so erlauben Sie mir einige Gedanken über die Priester und das Priestertum.

Als in den ersten Monaten des Jahres 2002 eine Skandalwelle nach der anderen über die Katholische Kirche in den Vereinigten Staaten hereinbrach, wurde häufig darauf hingewiesen, wenn auch nicht immer gehört oder berichtet, dass es Zehntausende guter, treuer Priester in Amerika gibt, Männer, die ihren Gelübden, die sie feierlich am Tag ihrer Priesterweihe abgelegt haben, treu geblieben sind und ihr Leben ganz dem Dienst für Christus und die Kirche weihen. Das ist richtig. Auf diese Tatsache des heutigen katholischen Lebens hinzuweisen, ist nicht, wie einige glauben machen wollen, eine Ausflucht vor harten Wahrheiten, denen man sich stellen muss und angesichts derer man handeln muss. Zumindest muss es keine Ausflucht sein.

Die Tatsache priesterlicher Treue ist genauso Teil der heutigen Geschichte der Katholischen Kirche wie die Tatsache des sexuellen Missbrauchs durch Geistliche und des verantwortungslosen Handelns von Bischöfen. Die Treue so vieler Priester ist eine große Gnade. Sie ist auch eine unermesslich große Hilfe für die Reform des Priestertums, die unerlässlich ist, wenn die heutige Krise zur Chance für eine echt katholische Reform werden soll. Diese Reform kann nicht darin bestehen, das katholische Priestertum in eine Nachahmung der verschiedenen Arten von geistlichen Ämtern, die sich in anderen christlichen Gemeinschaften finden, umzuwandeln. Reform des katholischen Priestertums kann nicht heißen, dass man katholische Priester anglikanischen, lutherischen, presbyterianischen, methodistischen, kongregationalistischen oder unitaristischen Geistlichen ähnlicher macht. Es kann nur eine Reform sein, in der die katholischen Priester intensiver, zielbewusster und offenkundiger katholisch werden.

Zwar hat das sexuelle Fehlverhalten von Geistlichen so viele Gründe, wie es komplexe menschliche Persönlichkeiten gibt, aber die dem sexuellen Missbrauch durch Priester zu Grunde liegende Realität ist der Unglaube. Ein Mann, der wirklich glaubt, dass er das ist, was die Katholische Kirche lehrt – dass ein Priester eine lebendige Ikone, eine Re-Präsentation des ewigen Priestertums Jesu Christi, des Sohnes Gottes, ist – verübt keinen sexuellen Missbrauch. Das kann er nicht. Gewiss, er sündigt. Er ist ein irdenes Gefäß, das einen großen übernatürlichen Schatz in sich trägt. Er mag eine wenig begeisternde Predigt halten. Die Lieder, die er für die Sonntagsmesse auswählt, mögen schrecklich sein. Er mag als Ratgeber manchmal ungeschickt sein. Aber er benutzt sein priesterliches Amt nicht dazu, Minderjährige zu verführen und sexuell zu missbrauchen. Noch lässt er sich auf eine andere Form sexuellen Fehlverhaltens ein.

Die Katholische Kirche lehrt seit jeher, dass das, was der Priester ist, das möglich macht, was er am Altar, im Beichtstuhl, auf der Kanzel, am Bett eines sterbenden Gemeindemitglieds tut. Ironischer – ja paradoxerweise wird die Wahrheit dieser Lehre durch den Skandal des sexuellen Missbrauchs durch Geistliche verdeutlicht. Wenn ein Mann nicht glaubt, dass das, was er auf Grund seiner Priesterweihe ist, das ewige Priestertum Christi in der Welt gegenwärtig macht, dann können seine Begierden seine Persönlichkeit überwältigen und ein Leben, das zu einer radikalen Selbsthingabe bestimmt war, kann sich in eine perverse Selbstbehauptung verwandeln, in der sein priesterliches Amt ein Werkzeug der Verführung wird.

Priester werden zu solchen gemacht, nicht als solche geboren. Obwohl sich sein Jüngersein im Laufe seines priesterlichen Dienstes vertiefen muss, muss ein Mann bereits ein von Grund auf bekehrter Jünger Christi sein, bevor er Priester sein kann. Jüngerschaft ist die Voraussetzung für das Priestertum. Ein christlicher Jünger ist jemand, dessen Leben von der Überzeugung geprägt ist, dass auf das Kreuz Christi zu blikken, bedeutet, auf die zentrale Wahrheit der Menschheitsgeschichte zu blicken: die Liebe Gottes zur Welt, die so groß war, dass Gott seinen Sohn für ihre Erlösung hingab. In dieser Überzeugung wird ein Mann, der zum Priester geweiht worden ist, ein *alter Christus*, ein zweiter Christus, ein weiterer Zeuge der Wahrheit, dass Gott für die Menschheit eine Bestimmung hat, die über alles hinausgeht, was wir uns vorstellen können: ewiges Leben im Licht und in der Liebe der Heiligen Dreifaltigkeit.

Deswegen hat Papst Johannes Paul II. während seines ganzen Pontifikates immer wieder nachdrücklich betont, dass es beim Priestertum um einen Dienst geht, nicht um Macht. Das Amtspriestertum nährt und stützt die Teilhabe und Zusammenarbeit aller Glieder des mystischen Leibes Christi im Leben und in der Arbeit der Kirche. Anders ausgedrückt, der Priester muss überzeugt sein, dass die Geschichte, welche die Kirche erzählt, nicht bloß die Geschichte der Kirche ist. Es ist die Geschichte der Welt, in ihren wahren Dimensionen verstanden.

Abgesondert von der Welt, um der Welt willen

Ein Priester muss glauben, dass das, was der Katholizismus der Welt anbietet, nicht bloß ein weiteres Markenprodukt in einem Supermarkt von „Spiritualitäten" ist, sondern die Wahrheit über sie selbst, ihre Ursprünge und ihre Bestimmung; nicht eine Wahrheit, die wahr „für Christen" ist, oder eine Wahrheit, die wahr „für Katholiken" ist, sondern *die* Wahrheit (...)

Durch seine Priesterweihe und sein Zölibatsgelübde ist der katholische Priester abgesondert von der Welt, um der Welt willen. In einer Kultur wie der unseren ist sein Leben ein Zeichen des Widerspruchs zu vielem von dem, was die Welt für wahr hält. Der Priester ist jedoch kein eigensinniger Widerspruchsgeist. Sein Anderssein ist nicht Selbstzweck, er frönt damit nicht einer persönlichen Neigung. Der Priester ist ein Zeichen des Widerspruchs, damit die Welt die Wahrheit über sich selbst lernen und sich bekehren kann. Die radikale Offenheit für den Dienst an den anderen, die im Leben eines glücklichen, heiligen Priesters sichtbar und spürbar sein soll, ist ein lebendiger Anschauungsunterricht für die Welt

dafür, dass für den Menschen die Selbsthingabe, nicht die Selbstbehauptung, der Königsweg zu gesundem Gedeihen ist.

Der Gehorsam des Priesters gegenüber den Glaubenswahrheiten und die befreiende Macht, die in ihm die Fähigkeit freisetzt, ein Mensch für andere zu sein, erinnert die Welt daran, dass die Wahrheit zugleich bindet und befreit. In Integrität gelebt, ist der Zölibat des Priesters ein mächtiger Zeuge der Wahrheit, dass es Dinge gibt, nach denen sich zu sehnen, ja für die zu sterben es sich lohnt, und dazu gehört das-sich-selbst-Absterben. Der Verzicht des Priesters auf das Gut der ehelichen Gemeinschaft und der leiblichen Vaterschaft ist eine Erinnerung daran, dass diese zwei Dinge in der Tat gut sind und sollte in ihm eine echte und großzügige geistliche Vaterschaft ermöglichen.

Indem er die Wahrheiten des katholischen Glaubens lehrt, seine Gläubigen durch die Sakramente heiligt und diesen Teil des Volkes Gottes, das seiner Autorität als Hirte anvertraut ist, recht führt, ermöglicht der katholische Priester es Männern und Frauen, Heilige zu werden, die Art von Menschen zu werden, die mit Gott ewig leben können.

All dies soll Männer und Frauen auf ein ewiges Leben in vollkommener Gemeinschaft miteinander und mit Gott vorbereiten. Es soll Heilige besser dazu ausstatten, mit Gott beim Hervorbringen von Heiligen zusammenzuarbeiten. Dafür ist ein katholischer Priester da. Deswegen und auf diese Weise hebt die geweihte Priesterschaft das priesterliche Volk Gottes empor und veredelt es. Und deswegen muss ein katholischer Priester sich als das verstehen, was er ist: eine lebendige Ikone des ewigen Priestertums Christi, und er muss sein Leben, in all seinen Facetten, dieser Ehrfurcht gebietenden Wahrheit gemäß führen (...)

Schluss: Zeit für einen Abschied von der Mittelmäßigkeit

In der Mitte der 30er Jahre, als die Schatten des Totalitarismus über Europa länger wurden, sagte Papst Pius XI. die denkwürdigen Worte: „Wir wollen Gott danken, dass er uns inmitten der gegenwärtigen Probleme leben lässt. Keiner darf mehr mittelmäßig sein." Dieser Ausspruch, ein Lieblingswort von Dorothy Day, könnte auch unser Losungswort in den bevorstehenden Monaten und Jahren sein, während wir bei der großen Aufgabe einer authentischen katholischen Reform zusammenarbeiten. Die Last der katholischen Kirche ist die Mittelmäßigkeit. Das Wagnis des wahren Glaubens, das erhabene Abenteuer christlicher Glaubenstreue wieder zu entdekken und es anzunehmen, ist der Weg aus der Krise zu einer authentischen katholischen Reform.

Wir alle versagen, manchmal schwer. Das ist kein Grund, die Messlatte für das, was wir erhoffen und erreichen wollen, herabzusetzen. Wir bemühen uns um Vergebung und Aussöhnung und machen einen neuen Anfang. Wenn wir die Messlatte des spirituellen und moralischen Anspruchs herabsetzen, erniedrigen wir den Glauben und uns selbst. Die Katholiken von heute sind fähig zu spirituellem und moralischem Adel und wollen wirklich zu dieser Größe gerufen werden. Das meint das Zweite Vatikanische Konzil, wenn es sagt, dass alle in der Kirche zur Heiligkeit berufen sind (*Lumen Gentium* Nr. 40). Und sie ist für uns alle in der Kirche erreichbar, welche Fehlschritte die Institution der Kirche auch tut.

Heiligkeit ist erreichbar. Und Heiligkeit ist das, was die Unheilskrise in eine Krise der Chance umwandeln wird. In dem universellen Ruf zur Heiligkeit, und in der großzügigen Antwort darauf, die wir in Zukunft geben können, liegt die Zukunft einer authentisch katholischen Reform. Also, sagen wir es noch einmal: Wir wollen Gott danken, dass er uns inmitten der gegenwärtigen Probleme leben lässt. Keiner darf mehr mittelmäßig sein!

P. LOTHAR GROPPE SJ

Der Zölibat – Zwang oder Freiheit?

Unter dieser Überschrift veröffentlichte der „Rheinische Merkur" im vergangenen Jahr den Beitrag eines seiner Herausgeber. Es ist kein Geheimnis, dass der Zölibat immer wieder in die Schlagzeilen gerät, vor allem dann, wenn sich Meldungen über sexuelle Verfehlungen katholischer Priester wie im vergangenen Jahr häufen. Besonders in den USA kam es erschreckend häufig zu bedauerlichen Fehltritten, was zweifellos die Glaubwürdigkeit der Kirche erschütterte. Der Verfasser des angeführten Artikels, Freiherr von Campenhausen, weist korrekterweise auf die Hochschätzung der Ehelosigkeit durch Christus (Mt 19, 12) und Paulus (1 Kor 7,7) hin: Paulus wünschte den Christen sogar, dass sie alle freiwillig zölibatär leben sollten, so wie er. Aber ein Gesetz hat er daraus nicht gemacht; das tat in dieser Rigorosität von allen Teilkirchen der Welt nur die römische."

An den Ausführungen Campenhausens stört, dass er immer wieder von Zwangsgesetzen spricht, die Mitmenschen in Gewissensnöte brächten. Nach ihm steht der „Zwangszölibat im Widerspruch zu Schrift und Tradition". Er fordert, „den viele Menschen verbiegenden Zwangszölibat abzuschaffen". „Die Abschaffung des Pflicht- oder Zwangszölibats als unumgehbare Voraussetzung des Zugangs zu kirchlichen Ämtern wird den freiwilligen Zölibat ‚um des Himmelreiches willen' in neuem Licht erscheinen lassen."

Ich schrieb hierzu einen Leserbrief an den „Rheinischen Merkur", der ihn jedoch nicht veröffentlichte. Zur Information der Leser wird er hier wiedergegeben:

Der Verfasser konnte leider nicht der Versuchung widerstehen, vom „Zwangszölibat" zu sprechen. Jedoch diesen gibt es nun wirklich nicht. Der freiwillige Verzicht auf Ehe und Familie ist in der römisch-katholischen Kirche gewiss Voraussetzung, um Priester werden zu können. Aber schließlich wird niemand gezwungen, diesen Beruf zu ergreifen. Im Gegenteil. Noch vor einigen Jahrzehnten wurden in mehreren Diözesen und Orden nicht geringe Anforderungen an die Bewerber für den geistlichen Stand gestellt. So wurde 1934 in der Erzdiözese Paderborn kein Priesteramtskandidat aufgenommen, der nicht das humanistische Abitur hatte. Manche Orden verlangten ein gutes Abiturzeugnis, das nicht zu Schleuderpreisen zu haben war wie oft heutzutage. In Köln wurden 1934 mehrere Bewerber für das geistliche Amt abgewiesen, weil für sie kein Bedarf bestehe. Allerdings suchte bereits ein Jahr später der Regens die zuvor abgewiesenen Kandidaten auf, um sie zum Eintritt ins Seminar zu bewegen. Der sich verschärfende Kirchenkampf machte deutlich, dass die Kirche vermehrt auf Priesteramtskandidaten angewiesen war. Zwar ist der Zölibat nicht durch göttliches Gesetz vorgeschrieben. Er ist auch keineswegs ein Dogma, wie man bisweilen hören kann. Es gibt allerdings den Rat des Herrn, sich um des Himmelreiches willen der Ehe zu enthalten: „Wer es fassen kann, der fasse es." (Mt 19,12)

Paulus äußert sich ganz im Geist Christi, wenn er schreibt: „Der Unverheiratete sorgt sich um das, was des Herrn ist, wie er dem Herrn gefalle. Der Verheiratete sorgt sich um das, was der Welt ist, wie er seiner Frau gefalle, und ist geteilt" (1 Kor 7,32). Natürlich will Paulus nicht behaupten, dass der Verheiratete nicht dem Herrn gefallen könne, die Kirche hat ja mehrere Eheleute heiliggesprochen, denken wir an die hl. Elisabeth von Thüringen, die heiligen Heinrich und Kunigunde, Bruder Nikolaus von Flüe. Jedoch der Unverheiratete ist leichter für den Dienst des Herrn verfügbar. Deshalb wurde der hl. Nikolaus von Flüe trotz seiner 10 Kinder in die Einsamkeit des Ranft geführt.

Ich war rund 10 Jahre im Dienst der Militärseelsorge. Immer wieder sagten Kompaniechefs und Kommandeure: „Der katholische Pfarrer ist immer da, der evangelische nie." So ausschließlich stimmte das nicht, aber es war viel dran. Ein Standort im ehemaligen Wehrbereich II konnte nur mit einem katholischen Militärpfarrer besetzt werden, da kein evangelischer Pfarrer bereit war, dorthin zu gehen, weil es für die Kinder keine höhere Schule gab.

Die Ehelosigkeit der Priester wurde schon sehr früh als Ideal betrachtet. Kirchliche Schriftsteller des 3. und 4. Jahrhunderts, wie Tertullian, Origenes, Eusebius und Hieronymus lassen erkennen, dass der größte Teil der Priester sich seit den frühesten Zeiten an diesen Brauch hielt und ihn achtete.

Unbestreitbar gab es immer wieder auch Verstöße gegen den Zölibat. Aber zu Recht betonen die deutschen Bischöfe, dass die überwiegende Mehrheit der Priester treu zur einmal gelobten Ehelosigkeit steht.

Wenn „das Verbot der Ehelosigkeit aufgehoben werden" muss, legt sich die Frage nahe, wie es denn um die Ehe der evangelischen Pfarrer steht. Inzwischen endet bereits jede dritte Pfarrerehe vor dem Scheidungsrichter. Nach einem Wort des Herrn darf der Mensch nicht trennen, was Gott verbunden hat (Lk 10, 9), und wer seine Frau entlässt und eine andere heiratet, begeht Ehebruch (Mt 19, 9). Nun kann nicht geleugnet werden, dass die meisten (?) evangelischen Pfarrer, die sich scheiden lassen, wieder heiraten. Von den 4 evangelischen Militärpfarrern, mit denen ich vorwiegend zu tun hatte, waren 3 geschieden und wiederverheiratet. Einer von ihnen wollte sogar eine vierte Ehe eingehen.

Wenn der Autor von den „Schreckensnachrichten in den Medien" spricht, ist tatsächlich in den letzten Monaten immer wieder von sexuellen Verfehlungen katholischer Priester die Rede. Die FAZ berichtete vor einigen Wochen, in den USA seien 200 Priester wegen Pädophilie angeklagt, es gebe aber immerhin 46 000 katholische Priester. So schwerwiegend jeder einzelne sexuelle Missbrauch gerade von Priestern ist, muss man doch die Proportionen beachten.

Nachdem Herr Goebbels aus Rache wegen der Enzyklika „Mit brennender Sorge" vom März 1937 am 1. Mai 37 im Zug der Sittlichkeitsprozesse gegen katholische Priester von einem „unvorstellbaren Sumpf moralischer Verkommenheit" sprach, der „alles in der Weltgeschichte Bekannte in den Schatten" stelle; die „Tausende von bekannten Fällen seien nur die Spitze eines Eisbergs", veröffentlichten die deutschen Bischöfe am 1. Juni 1937 folgende Zahlen:

„Von 21 641 Weltpriestern Deutschlands sind 49 in diese Prozesse verwickelt. Davon sind 21 verurteilt. Von 4174 Ordenspriestern sind 9 angeklagt, einer davon abgeurteilt. Natürlich ist jeder einzelne Fall zutiefst bedauerlich. Aber so wenig, wie man das Apostelkollegium nach dem Verrat des Judas und der Verleugnung des Petrus beurteilt, darf man den Stand der katholischen Priester wegen der sittlichen Verfehlungen einer prozentualen Minderheit diskreditieren." Der Autor hatte mit seinem Beitrag keinen guten Einfall. Andere Themen, die wirklich allen Christen, gleich welcher Konfession, auf den Nägeln brennen, wären hilfreicher gewesen, so etwa:

Wie kann man dem immer mehr um sich greifenden Glaubensschwund begegnen und der Tendenz nicht weniger Seelsorger wehren, sich dem Zeitgeist anzubiedern, statt das Evangelium unverkürzt und unverfälscht zu verkünden?

Professor von Campenhausen nahm auf Bitten des „Rheinischen Merkurs" zu meinen Ausführungen Stellung. Er suchte deutlich zu machen, was ihn zutiefst bewegte: „Meine Kritik ging mit den Vätern der Reformation dahin, dass es keiner Macht der Welt erlaubt ist, die Mitarbeit in der Kirche vom Verzicht auf Ehe und Sexualleben abhängig zu machen."

Kardinal Ratzinger nennt in seinem Gespräch mit Peter Seewald in „Salz der Erde" die zölibatäre Lebensform „eine Lebensgewohnheit, die sich aus guten biblischen Gründen in der Kirche sehr früh herausgebildet hat." Und er macht darauf aufmerksam, dass wir nach der Abschaffung des Zölibats mit Ehescheidungspriestern nur eine andere Art von Problematik haben." Ganz deutlich wendet er sich gegen die Vorstellung vom „Zwangszölibat". Die Entscheidung zur Ehelosigkeit wird nicht aufgezwungen: „Frei muss sie ja auf jeden Fall sein. Es ist sogar so, dass man vor der Weihe eidlich bekräftigen muss, dass man es frei tut und will."

Es handelt sich also nicht um einen „Zwangszölibat", sondern um die freie Entscheidung, um des Himmelreiches willen auf Ehe und Familie zu verzichten.

Anschrift des Autors: P. Lothar Groppe
Bombergallee 8, 31812 Bad Pyrmont

Herausgeber:
Dr. David Berger, Hochstadenstraße 28, D-50674 Köln
E-mail:DavidBergerK@aol.com
Nicht alle Deutungen und Meinungsäußerungen in unserer Zeitschrift entsprechen immer und in jedem Fall den Auffassungen des Herausgebers. Briefe an den Herausgeber können leider nur in Ausnahmefällen beantwortet werden.
Erscheinungsweise: in der Regel mindestens zweimonatlich, sonst monatlich).
Druck: Franz Schmitt, Postfach 1831, 53708 Siegburg
Konten der „Fördergemeinschaft Theologisches", e.V. (gem. V.)
Konto 258 980 10 · BLZ 370 601 93 (Pax Bank eG Köln)
Konto 297 611-509 · BLZ 370 100 50 (Postbank Köln)
Wir freuen uns über einen freiwilligen Spendenbeitrag von 15,– EUR pro Jahr oder mehr.

JOSEPH OVERATH

Erst Deformation, dann Reformation?

Die Kirche an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert

(Fortsetzung)

2.

Die unter dem Namen des Thomas von Kempen überlieferte „Nachfolge Christi" (Imitatio Christi) hat Hubert Jedin im Rahmen der Selbstreform der Kirche im 15. Jahrhundert „ein Atemholen für neue Taten" genannt[89]. Die Devotio moderna, die den Hintergrund dieses neben der Bibel über viele Jahrhunderte bekanntesten christlichen Buches bildet, kann auch nicht verdächtigt werden, auf wissenschaftliche Durchdringung des Glaubensgutes verzichtet zu haben. Ebenso kann sie nicht als „... undogmatisches Christentum ..." gedeutet werden[90].

Worum ging es bei der Devotio moderna? Man suchte die klösterliche Vollkommenheit außerhalb des Klosterlebens; heute würde man sagen: es war eine Laienbewegung. Motto dieser Bewegung ist: extra religionem religiose vivere[91].

Sie lässt sich auf Diakon Gerad Groote (1340–1384) zurückführen und hat als Ziel die Verinnerlichung des Glaubens. „Das Gefühlsleben gelangte auf neue Art zur Entfaltung, nicht in der Tiefe einer starken Mystik, eher im Rückzug aus dem irdischen Leben auf die Freude im verborgenen Umgang mit Gott"[92]. Diese Frömmigkeitsform zeigte Früchte nach außen. Die Devotio moderna setzte sich ab vom Streben nach Pfründen; das darf aber nicht als eine Kritik an der Kirche gesehen werden. Die kirchlichen Gesetze wurden beachtet. Die Windesheimer Chorherrn zeichneten sich aus durch eine schlichte Lebensführung und eine tiefe Frömmigkeit; sie übernahmen die Seelsorge in weiblichen Konventen und das Klosterideal der Ordensreform des 15. Jahrhunderts konnte sich auf diesem Weg ausbreiten. Durch die Devotio moderna waren auch die anderen Orden reformiert worden[93]. Ein Blick in die Geschichte des Kölner Bistums zeigt, dass auch Bischöfe von dem Reformwillen durchdrungen waren. So hat Erzbischof Hermann IV von Hessen, der 1508 verstorben ist, oft die hl. Messen selbst gefeiert; er spendete die heiligen Weihen und musste sich fragen lassen, warum er denn Weihbischöfe habe. Er reformierte die Klöster ebenso wie er auch einen persönlichen Lebensstil hatte, der mit „humilitas" beschrieben worden ist[94]. Nun hat Erwin Iserloh die „Nachfolge Christi" heftig kritisiert. Er wirft dem Erbauungsbuch vor, die Kirche spiele in ihr „keine entscheidende Rolle[95]. Sie sei zwar als ein Werk der Katholischen Reform zu würdigen, aber sie habe Luthers Spiritualismus vorbereitet. Es gehe ihr nicht um eine sakramentale Grundlegung des Verhältnisses des Menschen zu Christus[96]. Vielmehr wolle sie sich am Beispiel des historischen Christus orientieren. Die Mittlerschaft des Gottmenschen sei im Buch nicht ausfindig zu machen und das Geheimnis der Kirche sei überhaupt nicht gesehen worden. Es gehe um eine Weltflucht und die Schöpfung werde nicht in ihrer Würde gesehen, sondern sie habe einen verführerischen Charakter.

Die Zeitgenossen sind nicht auf den Gedanken gekommen, die „Imitatio Christi" so zu charakterisieren. Der Nürnberger Kartäuserprior Georg Pirkheimer gab einem Humanisten den geistlichen Rat, sich besser mit Thomas von Kempen zu befassen als mit den antiken Heiden[97]. Das 1427 abgeschlossene Buch hat vier Bücher, deren erstes sich mit der Vergänglichkeit des Menschen befasst, unter dem Blickwinkel von Tod, Gericht und Ewigkeit. Das 2. Buch handelt von der Liebe zu Jesus und führt die Kreuzesnachfolge vor Augen. Das 3. und 4. Buch ist in Dialogform verfasst. Es geht um die Vereinigung mit Gott; näherhin auch um die würdige hl. Kommunion. Leitwort des Werkes ist in I,1,3 zu sehen: „Unser ganzes Bestreben sei, uns in das Leben Jesu zu versenken"[98]. Nun ist aber das Leben Jesu nicht als Gegensatz zur Kirche zu sehen. Die Kirche steht ständig im Hintergrund des Meditierens, so wenn in III,6,16-18 die frommen Übungen nicht ohne die Heiligenverehrung und die hl. Kommunion definiert sind. Eigens wird auf das Vorbild der Heiligen verwiesen (I,18).

In I,5 (De lectione sanctarum Scriptuarum) wird die Hl. Schrift ins Leben der Kirche eingebunden. Man müsse die biblischen Bücher in dem Geiste lesen, in dem sie auch entstanden seien – wenn Luther das berücksichtigt hätte! Und weiter heißt es: „Befrage gern die Heiligen und lausche ihren Worten. Die Gleichnisse der Alten sollen dich nicht verstimmen, sie stehen nicht ohne Grund da (I,18,11)".

Dass die Kirche keine Rolle spielt im Erbauungsbuch, wie Iserloh behauptet hat, ist schlichtweg falsch. Thomas von Kempen hat in seinem 4. Buch ganz ausführlich die Sakramente der Weihe und der Eucharistie behandelt. Zudem hat er in seinen „Orationes" seine Gedanken über die Kirche niedergelegt; die „Nachfolge Christi" und die „Orationes" können nicht voneinander getrennt werden[99].

Dort spricht er über die Seitenwunde Jesu am Kreuz. Die keusche Mutter Kirche hat aus dem Herzen Jesu die Sakramente des Heiles geschöpft[100]. Die Kirche ist erneuert durch ihren Bräutigam Christus und sie ist die neue Eva, die Mutter aller Gläubigen – hier steht der Verfasser ganz in der Tradition der Kirche, angefangen von den Kirchenvätern. Dem Petrus wird das „regimen" über alle Kirchen (Ortskirchen) zugestanden; der Papst ist „... summus pastor et rector" sowie „... vicarius" und hat die „plenitudo potestatis" in der Kirche[101].

---

[89] Jedin, Trient 1,116.
[90] ebd. 116.
[91] Neuß, Mittelalter, 363.
[92] Cornelis Augustijn: Erasmus von Rotterdam. Leben – Werk – Wirkung. München 1986. 18.
[93] W. Janssen: Das Erzbistum Köln im Spätmittelalter 1191–1515. Köln 1995, 583 ff.
[94] ebd. 287 ff.
[95] Erwin Iserloh: Die Kirchenfrömmigkeit in der „Imitatio Christi", in: Kirche – Ereignis und Institution. Bd. 1: Kirchengeschichte als Theologie (= RST Nr. 3) Münster 1985. 160 u. 167.
[96] Erwin Iserloh: Nachfolge Christi, LThK^2, 7, 762–764.
[97] Bauerrelss 5,136.
[98] Hier zitiert nach der Übersetzung von Paul Mons, der dem Original wesentlich näher gekommen ist als Johann Michael Sailer.
[99] Unbeschadet der nicht ganz geklärten Verfasserfrage der IC können die „Orationes" des Thomas von Kempen herangezogen werden. Hier ist benutzt: Thomas Hermerken a Kempis: Orationes et meditationes de vita Christi (hersg. Michael Joseph Pohl) Freiburg 1902.
[100] ebd. 196.
[101] ebd. 324–325.

Es ist nicht zu sehen, wieso Thomas von Kempen Luthers Spiritualismus vorbereitet haben soll.

Auch bezüglich der Eucharistie macht sich die „Imitatio Christi" nicht schuldig, Luther vorbereitet zu haben. Sehr deutlich wird gesagt, dass unter den Gestalten von Brot und Wein Jesus mit seiner Gottheit und Menschheit zugegen ist (IV,2,21). Thomas von Kempen schafft es auch, den Zusammenhang von Kreuzesopfer und hl. Messe darzustellen. Immer, wenn die hl. Messe gefeiert wird, vollzieht sich das Werk der Erlösung (opus redemptionis) an den Menschen (IV,2,25) und Christus wird in der hl. Messe anwesend und er steigt gleichsam wieder zum Kreuz hinauf (IV,2,28). Die „Imitatio Christi" spricht über das Priestertum nur mit größter Hochachtung.

Sie erkennt klar, dass nur der Priester die Gewalt hat, das Brot in den Leib Christi zu verwandeln (IV,5,4). „Der Priester ist Werkzeug Gottes, er gebraucht Gottes Wort auf Grund des Befehls und der Einsetzung Gottes. Gott ist der Urheber, der unsichtbare Spender, er, dessen Willen alles untertan ist, dessen Befehl sich alles fügt" (IV,5,5). Hier wird deutlich, dass vor Luther klar war, dass die hl. Messe in persona Christi gefeiert wird und dass Gott der eigentliche Urheber des Opfers ist – hier opfern nicht Menschen eine Sache. Die hl. Messe wird zur Verherrlichung Gottes gefeiert und von hier aus ist sie eine Feier nicht nur von Menschen, sondern auch von den Engeln und den bereits Verstorbenen (IV,5,19). Auch die Paramente mit dem Kreuz Christi zeigen, dass der Priester das sakramental vollzieht , was Christus einst blutig am Kreuz vollzogen hat: „Der Priester im heiligen Gewand vertritt Christi Stelle, um für sich und das ganze Volk innig und demütig bei Gott zu bitten (IV,5,13).

Es steht auch außer Frage, dass Priester und Laien sich auf die Eucharistie vorbereiten müssen. Zunächst soll man als immer währendes Opfer auf dem Altar des Herzens weihen, dann erst das Opfer Gott darbringen (IV,7,26–27). Geopfert wird dann in der hl. Messe der Leib Christi; das ist das „sacrificium laudis perpetuae" (IV,9,3–4).

Selbstverständlich ist die Kirche immer der Rahmen der Meditation des Frommen. Sie wird eigens „Schatzkammer" genannt (IV,11,22). Denn es gibt zwei Tische in der Kirche; zum einen den Altar mit dem Leib Christi, zum anderen den „... Tisch des göttlichen Gesetzes mit der heiligen Lehre ..." (IV,11,24 ff.). Diesen zweiten Tisch haben die Apostel und die Propheten bereitet.

Der erste Tisch, der Altar, ist den Priestern anvertraut. Sie können „consecrare" und den Gläubigen die Eucharistie reichen (IV,11,30).

Bei aller Verinnerlichung der Devotio moderna geht es dennoch nicht um eine subjektive „devotio" oder um eine „consolatio". Wer die hl. Messe feiert oder die hl. Kommunion nach den Vorstellungen der „Nachfolge Christi" empfängt, dem geht es zuerst um die Ehre und Verherrlichung Gottes (IV,17,14). Hier wird deutlich, dass bei aller Verinnerlichung gerade die Kirche in ihrem tiefsten Sinne nicht ausgeklammert bleibt: sie ist zur Verherrlichung Gottes da.

Natürlich ist auch der Glaube des frommen Betrachters der „Imitatio Christi" nicht unangefochten. Das Buch rechnet mit Glaubenszweifeln bezüglich des Altarssakramentes. Indessen reicht der Verstand nicht aus, um die Eucharistie zu erfassen: „Die menschliche Vernunft ist schwach und kann sich irren; der wahre Glaube irrt niemals" (IV,18,19). Glaubenszweifel kommen vom Teufel (IV,18,11). Der Teufel führt gerade die Frommen in Versuchung; man kann sich nur glaubend dem allmächtigen Gott überlassen (IV,18,16).

Auf dem Hintergrund des Eucharistie- und Kirchenbildes des Thomas von Kempen ist es verständlich, wenn er eine leise Kritik am Wallfahrtswesen seiner Zeit übt. Er beklagt, dass viele Menschen auf Wallfahrt gehen und die Reliquien küssen, aber dabei übersehen, dass Christus im Altarssakrament gegenwärtig ist (IV,1,37–38). Das sagt er aber nur, um Christus herauszustellen, nicht, um die Heiligen herabzusetzen. Denn ausdrücklich heißt es in III,58,18, wer einen Heiligen herabsetze, der schmälere auch die Ehre Christi, und die Unterscheidung von „kleinen" und „großen" Heiligen wird zurückgewiesen.

Die Einschätzung der „Imitatio Christi" der Heiligenverehrung und Wallfahrt trifft sich mit den Lehraussagen der zeitgenössischen Bischöfe, die ihrerseits gegen Missbräuche einzuschreiten hatten[102].

Wenn in der „Nachfolge Christi" auch nur der leiseste Hauch eines Zusammenhanges mit Martin Luther zu finden gewesen wäre, dann hätte sie in den Jahren nach dem Konzil von Trient nicht so in Hochachtung gestanden. Die Vereinnahmung des Thomas von Kempen durch die evangelische Kirchengeschichtsschreibung als Vorläufer der Reformation ist absurd, wie bereits das 19. Jahrhundert wusste[103].

Die Schriften Luthers aus dem Jahr 1520 mit der Leugnung des Weihesakramentes und des Messopfers widersprechen auch der „Imitatio Christi".

3.

Es zeigte sich bislang, dass der Gedanke der Vor-Reformatoren nicht zu halten ist. Martin Luther – das werden wir in IV. zeigen – ist zu sehr eine eigenständige Persönlichkeit, als das er Vorläufer gehabt haben könnte.

Nun ist es bei verschiedenen Forschern üblich, dem Humanisten Erasmus von Rotterdam anzulasten, er sei der Wegbereiter der Reformation[104]. Dabei schwankt das Urteil über den Roterodamus beträchtlich, was den kritischen Betrachter aufhorchen lassen kann. So wird Erasmus auf der einen Seite in einer Darstellung über seine Zeit in Basel als „... die stärkste geistige Stütze des alten Lagers ..." bezeichnet[105]. Dann heißt es aber auch: „Hätte er den Mut zu einem offenen Bekenntnis und zu klarer Stellungnahme aufgebracht, wäre die Entwicklung in Basel möglicherweise anders verlaufen"[106]. Des Weiteren wird verlangt, dass der alte Erasmus mehr leisten sollte als der zuständige Bischof von Basel, der wegen der desolaten Lage seinen Rücktritt erklärt hatte[107]. Und dann wieder: „An der Lehre war ihm (Erasmus) wenig gelegen; er dachte ja selbst in mancher Hinsicht nicht korrekt katholisch"[108].

Vor allen anderen Kirchenhistorikern beurteilt Erwin Iserloh den großen Humanisten ganz aus dem Blickwinkel der Kirchenspaltung Luthers. Und er schiebt ihm die Schuld für dieses Dilemma zu; in der klaren Absicht, Luther zu entschuldigen. Iserloh nennt dies „Beiträge zu einem ökumenischen Lutherverständnis[109].

Der große Herausgeber der Kirchenväter und verdiente Philologe Erasmus muss sich drei Vorwürfe gefallen lassen. Zum einen soll er einem „Biblizismus" gehuldigt haben. Er isoliere die Hl. Schrift und lese sie nicht in und mit der Kir-

[102] Bauerreiss 5, 193 ff.
[103] Kirchenlexikon 11,1678 (Pohl).
[104] Vgl. Iserloh, Ursachen 14–18.
[105] May, Bischöfe 24.
[106] ebd. 21.
[107] ebd. 22.
[108] ebd. 24.
[109] So der Untertitel seines Buches „Luther und die Reformation".

che[110]. Und er lasse das Lehramt völlig beiseite liegen; und er entscheide alleine, „... was christlicher Glaube ist"[111].

Dann soll Erasmus seine Kirchenkritik, die ansonsten bitter nötig gewesen sei, nicht im nötigen Rahmen gehalten haben. Er habe „leichtfertigen Spott" der sachlichen Kritik vorgezogen[112].

Schließlich sei Erasmus einem „Adogmatismus" erlegen; er habe eine „... Scheu, sich klar bekenntnismäßig festzulegen"[113]. Er habe zwar katholisch sein wollen, aber das nicht durchgehalten.

Indessen bestreitet Hubert Jedin, dass der Humanist ein Wegbereiter Luthers gewesen ist, und er sagt knapp: „Der Schluss ist falsch"[114]. Dieses an der Sache ausgerichtete Urteil kommt daher, dass Jedin – anders als Iserloh – den Erasmus nicht von Luther aus betrachtet, was übrigens für eine historische Betrachtung die einzig richtige Sicht ist.

An dieser Stelle soll Erasmus gehört werden. Im März 1529 heißt es in einem seiner Briefe: „Ich bin inzwischen ein tapferer Streiter für die Kirche gewesen; ... ich habe freimütig bekannt, dass ich von der Gemeinschaft der Kirche keinen Fingerbreit abgehen will. Sodann habe ich drei Schlachten mit Luther geschlagen ..."[115].

Wie nun ist die Stellung des Erasmus im Spätmittelalter? Kann er ein Vor-Läufer Luthers genannt werden?

Als Erstes fällt auf, dass Martin Luther dem Erasmus gegenüber mehr als kritisch war. Er hat sich bei seiner Bibelarbeit, die unter dem Motto „Sola scriptura" stand, nicht auf den Humanisten berufen, wenn von einem „Biblizismus" des Humanisten gesprochen wird, so war dieser auf jeden Fall der Sache Luthers nicht förderlich. Man sollte meinen, die Reformatoren hätten die Schriften des Erasmus verbreitet, aber das war nicht der Fall, wie wir unten sehen werden.

Erasmus geht in seiner Exegese auf den griechischen Text ein; er nimmt aber ebenso die Kirchenväter mit in die Auslegung der Hl. Schrift auf[116].

Schon hier zeigt sich eine Differenz zu den Reformatoren, wie die ersten literarischen Gegner Luthers aufzeigen konnten[117].

Und so ist denn auch seine „... größte Leistung für das Bibelstudium ... die Erstausgabe des griechischen Neuen Testamentes von 1516"[118].

Man wird den Humanisten nur einordnen können, wenn man dessen Vorbild Hieronymus in Betracht zieht. An diesem Kirchenvater, sah er seine Ideale der „eruditio" und der „pietas" verwirklicht[119].

Aber nicht nur das; Erasmus hat sich auf Schritt und Tritt bemüht, die Vätertheologie neben die herkömmliche Scholastik zu stellen. Und seine Hauptarbeitskraft floss in die zahlreichen Kirchenväterausgaben: „Gesamtausgaben von Vätern veranstalten, dass hieß unendlich viel mehr als wahllos einzelne Väterschriften drucken. Es hieß: sich einen Überblick über ihre gesamte schriftstellerische Leistung verschaffen, Unechtes ausscheiden, ihre Eigenart und historische Stellung bestimmen"[120].

Cornelis Augustijn nennt die von Erasmus herausgegebenen Väter[121]. So können wir Erasmus nur gerecht werden, wenn wir ihn als den sehen, der die „fontes" zum Fließen gebracht hat; an dieser Arbeit hat er ein Leben lang gesessen. Das wird leicht vergessen, wenn er „nur" als Vor-Läufer der Reformation eingeschätzt wird.

Ja, Erasmus hat mit dieser Quellenarbeit am NT und den Kirchenvätern entscheidend an der katholischen Reform mitgewirkt, die später vom Konzil von Trient zusammengefasst werden sollte, wie Hubert Jedin betont hat[122].

Das in groben Linien Ausgeführte kann jetzt anhand von einigen, wenigen Beispielen verdeutlicht werden, wobei wir dem Willen des Erasmus entsprechen und nach dem Motto „Ad fontes" vorgehen – also ihn in seinen Werken selbst zu Wort kommen lassen wollen.

Es geistern verschiedene Sätze des Erasmus durch die Lehr- und Handbücher der Kirchengeschichte. Einer daraus wird auch von Erwin Iserloh zum wiederholten Male angeführt und soll des Erasmus Kirchenkritik, ja Kirchendistanziertheit belegen.

Dieses Wort aus dem „Hyperaspistes" von 1526 ist vollkommen aus dem Zusammenhang gerissen. Dieses Buch ist eine Antwort auf Luthers Schrift über den unfreien Willen des Menschen[123]. Erasmus sagt, er wolle in der alten Kirche bleiben, bis er eine bessere Kirche sehen könne. Ihn zu verdächtigen, er wolle sich nicht „... bekenntnismäßig festlegen"[124], ist Unrecht. Denn Erasmus hatte sich ja gerade durch seine Schrift über den freien Willen des Menschen von Luther abgesetzt; Luther hatte sodann mit einer polemischen Schrift geantwortet – und Erasmus hatte mit dem „Hyperaspiestes" die Polemik Luthers zurückgewiesen.

Da der „Hyperaspistes" übergangen wird in den Erasmus-Biographien, soll er hier vorgestellt werden. Selbst Johann Huizinga, dessen Ausführungen über Erasmus ansonsten sich um Objektivität bemühen, nennen dieses Buch einen „...dickleibigen Traktat ...", den man übergehen könne[125], was ihn nicht hindert, das oben genannte Zitat des Humanisten zusammenhanglos anzuführen.

Erasmus wendet sich heftig gegen die Deutung der Bibel bei Luther. Er erkennt richtig, dass die Reformatoren in der Bibelauslegung selber nicht einig sind; deswegen kommt er zu dem Schluss, dass Luthers Schriftauslegung nicht stichhaltig sein kann[126]. Da die Hl. Schrift sich nicht selbst auslegen kann, geht Erasmus von einem Lehramt aus. Auch mahnt er zu Recht an, dass Luther für seine Positionen den Traditions-

---

[110] Ursachen 15.
[111] ebd. 15.
[112] ebd. 15.
[113] ebd. 16.
[114] Jedin, Trient 1,129.
[115] Richard Newald: Erasmus Roterodamus. Darmstadt 1970 (= 1947) 287.
[116] Augustijn 90.
[117] Vgl. hierzu: P. Polman: Die polemische Methode der ersten Gegner der Reformation (= KLK Bd. 4) Münster 1931.
[118] Jedin, Trient 1,129.
[119] ebd. 126.
[120] ebd. 126.
[121] Augustijn 92: „Erasmus bewältigt ein beeindruckendes Programm: neben Ausgaben von Cyprianus, Arnobius, Hilarius, Ambrosius, Augustinus in zehn Bänden, erscheinen Ausgaben und Übersetzungen von Chrysostomus und Irenäus, Übersetzungen von Origines. . . Die Kritik späterer Herausgeber ist nicht immer gerecht. Erasmus strebte keine Perfektion an, sondern er wollte einen Grundstein für jene Leser legen, die an Sprache und Inhalt der Kirchenväter interessiert waren. Er wünschte eine Theologie, die alles Gute, von wo immer es auch stammen mochte, in sich aufnahm. Das galt gleichfalls für den Dienst der Philologen: „Theologie ist zu Recht die Königin aller Wissenschaften, aber mehr Ruhm und Gelehrsamkeit besäße sie, wenn sie solch nützliche Dienstmägde mit gebotener Freundlichkeit unter ihr Personal aufnähme".
[122] Jedin, Trient 1,129–130.
[123] Erasmus wird hier zitiert nach: Ausgewählte Schriften. Acht Bände Lat./Deut., hrsg. von Werner Welzig. Darmstadt 1995; der „Hyperaspistes" dort in Band 4, 197 ff.
[124] Iserloh, Ursachen 16.
[125] Johan Huizinga: Europäischer Humanismus: Erasmus. Hamburg 1958, 146.
[126] Erasmus 4,281.

beweis antreten soll: „Wenn du daher willst, dass dein Lehrsatz gleichermaßen Glauben findet, wie wir das Glaubensbekenntnis der Apostel glauben, weise ebenso klare Schriftzeugnisse vor und lehre, dass dein Lehrsatz gleich von den Zeiten der Apostel zusammen mit dem Evangelium auf uns gekommen ist“[127]. Eindeutig ist das Bekenntnis des Humanisten zum römischen Lehramt, das er gegen den „sedes Wittenbergensis“ abgrenzt[128].

Erasmus setzt sich gegen den Vorwurf zu Wehr, ein Skeptiker zu sein und stellt klar, dass er durchaus kritisch zu verstehen ist, aber die Hl. Schrift und die Überlieferung der Kirche nicht in Frage zu stellen bereit ist[129].

Die Kirche selbst prüfe oft lange eine Wahrheit, aber wenn die Kirche eine Definition vorlegte, dann sei ihr zuzustimmen auch „... unter Verachtung rein menschlicher Beweise ...“[130].

Ohne Zweifel ist Erasmus ganz in der Kirche, wenn er gegenüber Luther sagt: „Und ich würde mir selbst gewaltig missfallen und mich im Herzen abquälen, wenn die Spitzen der Kirche dasselbe Urteil über mich abgegeben hätten, wie sie es gegen dich verkündigt haben; wie deine Verantwortung vor Gott ausgehen wird, dürftest du selber sehen“[131]. Spricht so ein Mann, der Luther den Weg bereiten möchte?

Nun ist zu fragen, wie Erasmus seinen Kontrahenten theologisch eingeschätzt hat?

In dieser polemischen Schrift nimmt Erasmus kein Blatt vor den Mund; vielleicht zeigt sich hier am besten der Unterschied zwischen den beiden Theologen.

Der Humanist sieht Luther mehr dem Subjektiven verhaftet. Er lasse sich weniger von der Vernunft, als von den Leidenschaften treiben, wenn er seine Schriften unters Volk streue[132]. Dieses Subjektive zeigt sich auch an der Ablehnung der kirchlichen Autorität durch Luther[133].

Erasmus kritisiert heftig, dass Luther anstelle der Konzilien „privaten Klüngel“[134] setzt: „Und du willst, dass wir sofort glauben, dass in so vielen Jahrhunderten das Evangelium durch den Satan verhüllt gewesen wäre, das jetzt durch dich enthüllt wird, und dass es bei niemandem eine echte Auslegung der Schrift gebe, außer in Wittenberg“[135]. Erasmus sieht hier das, was Paul Hacker das „Ich des Glaubens“ genannt hat.

Der Humanist erkennt sehr deutlich, dass die Kirche Christi nicht da sein kann, wo sich die „conspiratio“, die Verschwörung der Lutheraner befindet[136]. Er zählt mit Genuss die verschiedenen Parteien im reformatorischem Lager auf – daraus lasse sich erkennen, dass das nicht die Kirche sein könne: „Dass ich mit eurem Verein nichts zu tun habe, habe ich immer bekannt, ich habe Frieden mit der katholischen Kirche, der ich auch die Beurteilung meiner Schriften übertragen habe, ob sich darin ein menschlicher Irrtum befindet...“[137].

Sehr deutlich wird Erasmus, da er Luther vorwirft, er sei ein Gnostiker[138]. Mehr noch: Luther halte sich für Christus, der das Evangelium neu verkünde[139].

Die beiden Kontrahenten sind theologisch sehr weit auseinander; zwischen ihnen ist ein absoluter Dissens über das Wesen der Kirche und die Auslegung der Hl. Schrift.

Erasmus begreift aber auch die kirchenpolitische Brisanz des Falles „Luther“.

Es zeigte sich, dass „Wittenberg“ bereits als der Inbegriff der neuen Lehre erkannt worden war – im Gegensatz zum Rom der katholischen Kirche. Die „Kirche“ Luthers sei durch Streitereien erschüttert und viele Menschen, die Luther ihren Bischöfen abspenstig gemacht hätte, hätten nun gar keine Orientierung mehr[140]. Die religiöse Praxis habe sich verändert, so auch bezüglich der Privatmessen; Erasmus betont eigens, dass er die diesbezüglichen Ausführungen Luthers mit Ekel gelesen hat[141].

Der Humanist, der sich auf akademischem Bankett auseinander setzen wollte, sah auch sehr deutlich, dass der entsprungene Mönch die Diskussionen der anstehenden Fragen von „... den Universitäten in die Saufgelage ...“ gezerrt hatte[142], d. h. Erasmus scheute davor zurück, theologische Fragen vor unkompetenten Teilnehmern zu diskutieren.

Überhaupt gefällt dem Roterodamus nicht die Art seines sächsischen Gegners. Seine maßlose Schimpferei überlagert nach seiner Ansicht das sachgemäße Diskutieren[143] und wohl in Hinblick auf Luthers bekannte „Tischgespräche“ vermutet Erasmus, er sei nicht immer ganz nüchtern, wenn er seine Schriften verfasse[144].

Auf alle Fälle ist es nicht angemessen, dass der „Hyperaspistes“ aus der Diskussion über das Verhältnis zwischen Luther und Erasmus ausgeblendet wird – das Buch spricht für die Katholizität des Humanisten. Es zeigt ebenfalls, dass der Gelehrte aus Rotterdam die Schwächen bei Luther messerscharf analysiert hat: dessen Subjektivismus, dessen einseitiges Umgehen mit der Hl. Schrift und dessen Ablehnung des kirchlichen Lehramtes. Und Erasmus konnte in diesem Werk deutlich sagen, welches seine Position im theologischen Streit war. Es ist nicht zu erkennen, dass die jetzt vertretene Position früher einmal anders gewesen ist. Mit dem „Hyperaspistes“ „... brach Erasmus nochmals endgültig vor aller Öffentlichkeit mit den Vertretern der Reformation“[145].

Nun ist zu fragen, welchen Stellenwert sein „Enchiridion“ von 1503 hat. Das Büchlein war von vielen begrüßt worden, und noch in Trient hat es Versuche gegeben, es als Buch für die Priester zu empfehlen[146]. Jedin hat diesem Werk vorge-

---

[127] ebd. 507; mit diesen klaren Worten über die Tradition bei der Auslegung der Bibel ist Erasmus unter andere frühe katholische Gegner Luthers einzureihen.

[128] ebd. 4,499.

[129] ebd. 4,251.

[130] ebd. 4,253; Erasmus nennt einige Lehren, die er nach der Definition durch die Kirche vorbehaltlos anerkennt, wie z. B. das Fegefeuer, die Transsubstantiation oder die Gottessohnschaft Christi.

[131] ebd. 4,271.

[132] ebd. 4,215; der Humanist beklagt die „Bitterkeit der Feder“ seines Gegners.

[133] ebd. 4,229; hier erkennt Erasmus bei Luther schon, was später dessen „Unfehlbarkeitswahn“ genannt worden ist (vgl. Abschnitt IV dieser Abhandlung); jeder, der es wage, Luther zu widersprechen, mutiere von einem Menschen zu einem Dummkopf (fungus).

[134] ebd. 4,467 „in privatis conventiculis“.

[135] ebd. 4,569; Anspielung auf die Behauptung Luthers, die römischen Päpste seien der Antichrist.

[136] ebd. 4,309.

[137] ebd. 4,305.

[138] ebd. 4,335; auch hier wieder die richtige Einsicht des Erasmus, dass Luther einen vollkommen neuen Glaubensbegriff hat, den aber der Humanist unter Zuhilfenahme der Tradition zu umschreiben versucht: „Denn nirgends zu irren, alles zu wissen, kein Wort zu bereuen, ist dir als einem Stoiker und Gnostiker zu Eigen“.

[139] ebd. 4,373 und auch 311. Erasmus kritisiert, dass jeder der Anhänger Luthers den Geist Christi für sich alleine in Anspruch nimmt bei der Bibelerklärung.

[140] ebd. 4,669.

[141] ebd. 4,575; das beweist die Rechtgläubigkeit des Erasmus in der Frage der hl. Messe.

[142] ebd. 4,361.

[143] ebd. 4,367.

[144] ebd. 4,381.

[145] Newald 245; damit sind die Aussagen, Erasmus habe sich in seinem Leben immer vor Entscheidungen gedrückt, hinfällig geworden.

[146] Jedin, Trient 1,128.

worfen, seine „Philosophie Christi" habe „... die Tiefe der christlichen Mysterien" nicht erreicht[147].

Hat Erasmus mit diesem Buch die Sache der Reformation gefördert? Dem steht entgegen, dass in Gebieten, die von den Lutheranern beeinflusst waren, das Werk kaum Einfluss gehabt hat[148]. Indessen ist nicht von der Hand zu weisen, dass der „... religiöse Ratgeber für christliche Laien in der Zeit der Vorreformation von größter Bedeutung „... gewesen ist[149]. Das „Handbüchlein des christlichen Streiters" nimmt ein Motiv auf, das sich auch in der „Imitatio Christi" findet.

Dort heißt es: „Streite als guter Soldat (miles bonus)! Fällst du einmal aus Schwäche, so raffe deine Kräfte stärker zusammen als zuvor, vertraue meiner reicheren Gnade und hüte dich sehr vor eitlem Gefallen und Stolz" (III,6,27).

Damit ist auch das Thema des erasmischen „Enchiridion" angegeben. In seinem Brief an Paul Volz gibt Erasmus an, was er unter christlicher Vollkommenheit versteht: „Die christliche Vollkommenheit liegt in der Regung des Herzens, nicht in der Lebensform, in den Gesinnungen, nicht in Speisen und liturgischen Gewändern"[150]. Erasmus als Humanist denkt nicht daran, die antike Literatur als Vorbild des religiösen Lebens zu preisen, sondern er gibt zu bedenken, dass man die Schriften der Heiden lesen solle, aber nicht deren „mores" nachahmen darf[151].

Wenn er auch die Philosophie Platons bevorzugt, so weiß er doch: „Das Wichtigste ist aber schließlich, dass alles zu Christus hinführt"[152].

Der christliche Streit besteht nun darin, den Frieden zu erkämpfen. Das aber gewähren dem Getauften nicht die Philosophen, sondern nur Christus kann einen Frieden geben, den die Welt nicht geben kann[153]. Dabei legt der Verfasser Wert auf eine gefestigte Seele, die nicht nach der Meinung der Menschen schielt: „Von den Schlechten verlacht zu werden, ist fast ein Lob, sicherlich aber ist es ruhmvoll, unserem Haupte (Christus und den Aposteln) nachzueifern. Doch schrecklich ist es auf jeden Fall, von Gott verspottet zu werden"[154].

Er legt das Evangelium Christi sehr gut aus, wenn er gegen den falschen Frieden mit der Welt zu Feld zieht; und er fordert zu Recht klare Begrifflichkeiten für Gut und Böse: „Wir müssen uns davor hüten, ein Laster mit dem Namen einer Tugend zu bemänteln ..."[155]. Zu oft geschehe es, dass jemand nicht aus innerem Herzen heraus bete, sondern nur äußerlich seine Gebete spreche – hier setzt die Kritik des Erasmus an, an der Veräußerlichung, d. h. wenn Leib und Seele nicht übereinstimmen[156]. Ihm geht es um die richtige Wertpyramide der Frömmigkeit: „Ich will es aber nicht hinnehmen, dass mittlere Dinge für oberste, kleinste für größte gehalten werden. Ich billige es, dass sie ihren Rochus um ein gesundes Leben bitten, wenn sie dieses Leben Christus weihen"[157]. Es geht um die Überwindung des „Fleisches der Frömmigkeit", caro pietatis[158]. Dazu führt er das Beispiel eines Messbesuchers an, der nur im „Fleische des Sakramentes" anwesend ist, aber nicht ein Geist mit Christus zu werden bereit ist und dann auch ein „... vivum membrum ecclesiae ..."[159].

Platonismus ist hier nicht zu erkennen; vielmehr geht es dem Humanisten um einen Aufstieg der Seele aus vordergründigen Frömmigkeitsformen zum tiefen Sinn der Sakramente. Das stellt er mitunter zwar mit antiker Begrifflichkeit blumig dar, kommt aber immer wieder auf die christliche Essenz. So sehr deutlich, wenn er sagt: „Du glaubst, es sei das Größte, dass du zu Hause ein Stück des Kreuzes besitzt. Doch das ist nichts im Vergleich dazu, dass du das Geheimnis des Kreuzes in dir trägst"[160].

Erasmus möchte nicht so verstanden werden, dass er die überlieferten Frömmigkeitsformen abschaffen möchte, sondern es geht ihm um das letzte Motiv aller Frömmigkeit, der Liebe zu Gott. „Der sichtbare Kult wird nicht verworfen, aber Gott wird nur durch die unsichtbare Frömmigkeit besänftigt. Gott ist ein Geist, und durch geistige Opfer wird er erweicht" d. h. keine Revolution im Gottesdienst, sondern Besinnung auf dessen Herzmitte[161].

Er gibt den wertvollen Rat: „Steige, wie auf den Stufen der Jakobsleiter, vom Körper zum Geist auf, von der sichtbaren Welt zur unsichtbaren, vom Buchstaben zum Geheimnis, von den fühlbaren Dingen zu den erkennbaren, von den zusammengesetzten zu den einfachen[162]. Dann kann sich Christus dem Menschen nähern.

Das christliche Streben steht dabei unter dem Titel des Kampfes. Erasmus weiß, dass ein echter Christ auch nicht selten verlacht wird. Allzu oft ist er als ironisch verdächtigt worden; er habe sich dem Kampf entzogen. Zu dieser Wertung passt aber nicht, was er dem „christlichen Streiter" anempfiehlt: „Lass meinetwegen die ganze Welt dich verlachen und auspfeifen; was Christus billigt, das kann nichts anders als ruhmvoll sein. Und wenn auch alle Menschen Beifall klatschen, so kann, was Gott missfällt, nur schimpflich sein"[163]. An anderer Stelle fügt er hinzu: „Unus Christus tibi satis sit, unicus auctor et recte sentiendi et beate vivendi"[164]; hier zieht sich eine Linie zu Nikolaus von Esch, der dem späteren Kirchenreformer, dem hl. Petrus Canisius, in dessen Kölner Studienjahren den Ratschlag gegeben hatte: „Si bene scis Christum, satis est, si cetera nescis"[165].

Der Christus des Erasmus ist immer der gekreuzigte Christus. Wenn er auf Christus zu sprechen kommt, dann lässt er weit seine antiken Wortspiele zurück und fordert, sich mit allen passiones, allen Leidenschaften dem Gekreuzigten auszusetzen[166].

Zusammenfassend ist zu sagen: „Das Enchiridion wurde für aufmerksame Menschen geschrieben, die einen neuen Weg suchten"[167] und das heißt aber nicht, es sei der Häresie

---

147 Jedin, Trient 1,128.
148 Augustijn 44.
149 So Otto Herding in seinem Erasmus-Artikel in: LMA 3, 2096–2100, hier 2097.
150 Erasmus 1,29.
151 ebd. 1,85.
152 ebd. 1,85; die heidnischen Schriften solle man vorsichtig benutzen, wie ein Wanderer, der vorbei geht, aber nicht mit diesen Gedanken sich näher einlässt.
153 ebd. 1,101.
154 ebd. 1,105; solche und andere Stellen lassen nicht die Vermutung zu, Erasmus sei ein „ Platoniker", sondern er erreicht präzise die Lehre der Evangelien.
155 ebd. 1,123.
156 ebd. 1,147; vgl. hierzu die sehr guten Ausführungen Augustijns, 44 ff.
157 ebd. 1,181.
158 ebd. 1,199.
159 ebd. 1,199; man sieht deutlich den Unterschied zu den späteren häretischen Lehren der Glaubensspalter über die hl. Messe: Erasmus ging es sein Leben hindurch um eine vertiefte Sicht der Eucharistie, nie aber um die Abschaffung der hl. Messe oder eine Umbiegung in die Richtung eines „Abendmahles".
160 ebd. 1,205; hier trifft sich Erasmus mit der „Imitatio Christi".
161 ebd. 1,231.
162 ebd. 1,241.
163 ebd. 1,265; dieser Ratschlag passt nicht zu dem weit verbreiteten Vorwurf gegen Erasmus, er schwanke zwischen den „Fronten" hin und her.
164 ebd. 1,300.
165 Vgl. Heribert Bodewig/Joseph Overath: Ausgewählte Quellen zur Kölner Diözesangeschichte. Siegburg 1980, 68 ff.
166 ebd. 1,321.
167 Augustijn 52.

Luthers dienlich gewesen. Erasmus setzt nicht auf die Masse der spätmittelalterlichen Frommen, sondern auf die humanistisch gebildeten Menschen seiner Zeit. Heute würden wir das als „Zielgruppenpastoral" bezeichnen.

Es ging ihm um eine Verlebendigung der alten Formen, nicht um ein revolutionäres Umstürzen der „alten" Kirche.

Aber wie verhält es sich mit den beiden Büchern, dem „Lob der Torheit" und den „Colloquia familiaria", denen man „... tötende Ironie ..."[168] vorgeworfen hat? Hat er mit diesen Schriften die Reformation Luthers vorbereitet? Oder sind sie in keinem Zusammenhang mit den Häresien Luthers zu sehen? Sicher ist, dass Erasmus nicht zu denen zu zählen ist, die eine katholische Reform im Sinne etwa des hl. Ignatius von Loyola in Gang brachte. Aber vielleicht ist er mehr eigenständig zu bewerten, ohne Bezug zu Ereignissen, die lange, sehr lange nach der Veröffentlichung der beiden Schriften die damalige Welt erschüttert haben.

1511 erschien „Moriae Encomium sive Laus Stultitae", eine Abhandlung über die Torheit in natürlicher und christlicher Hinsicht. Das Buch stellte den 1. Band einer Triologie dar; die beiden weiteren Bände über das Lob der Natur und das Lob der Gnade sind nicht erschienen[169]. Wer dieses Buch, das bis heute immer wieder aufgelegt wird, liest, erkennt, dass es nicht um Satire im heutigen Verständnis geht. Im Mittelpunkt steht die tiefe Erkenntnis: Torheit ist auch Weisheit und Weisheit wiederum ist Torheit. Dabei stehen zwei Grundanliegen im Vordergrund des vielschichtigen Werkes: die heilige Torheit ist die wahre Weisheit; dagegen ist die eingebildete Weisheit die wirkliche Torheit[170]. Das „Lob der Torheit" ist kein Witzbuch, keine Unterhaltungslektüre, sondern mit Johan Huizinga ist festzuhalten: „Erasmus schwebt in der „Moria" stets an der Grenze tiefer Wahrheiten"[171].

Die Entstehungsgeschichte des Buches ist eng mit dem hl. Thomas Morus verbunden; sein Name „Morus" kommt im Titel „Moriae Encomium" vor; ihm ist es gewidmet. Erasmus hat es im Hause dieses englischen Staatsmannes geschrieben, nachdem beide Wissenschaftler eine Ausgabe des antiken Autors Lukian herausgegeben hatten[172]. Während die „Utopia" des Morus allgemein sich hoher Wertschätzung erfreut, wird das Buch des Erasmus immer wieder nur als Werk eines Spötters verzeichnet. Dabei ist die „Utopia" als das „... bedeutsamste Echo ..." auf des Erasmus „Lob der Torheit" zu werten[173].

Wenn der hl. Thomas Morus in seinem Buch eine Kirche jenseits der Konfessionen beschreibt in der utopischen Welt, dann kommt niemand auf den Gedanken, Morus sei der Vorläufer der Kirchenspalter gewesen. Ebensowenig ist Erasmus mit seinem „Moriae Encomium" als Vorläufer Luthers zu sehen.

Eher kann man ihn als Quelle für spätere satirische Schriften in Europa bezeichnen[174].

Das Werk des Humanisten stellt zunächst das Lob der Torheit in der Antike dar; hier finden sich keine Anklänge an die zeitgenössische Kirche oder Frömmigkeit.

Dann werden die Stände der damaligen Gesellschaft auf ihr Verhältnis zur Torheit untersucht. „Der fröhliche Peitschenknall gilt allen Ständen, die ohne Ausnahme von ihr erreicht werden"[175]. Die Torheit wird als Frau dargestellt. Manchmal findet sich eine „... Dosis Antiklerikalismus, die gegen Bigotterie und Übertreibung loszieht"[176]. Aber des Erasmus Kritik an den Theologen ist nicht heftiger als bei anderen Zeitgenossen, die oft einen Ton anschlugen, der von heute aus etwas hart wirken kann. Selbst der berühmte Willibald Pirckheimer ging mit seinem Gegner Johannes Eck in einer Satire zu Gericht, wie es heute kaum mehr möglich wäre[177].

Das 53. Kapitel des „Lobes der Torheit" konfrontiert die Theologen mit der Torheit. Erasmus zählt viele Beispiele auf von theologischen Fragestellungen, die die zeitgenössischen Lehrveranstaltungen prägten – vor allem attackiert er die Scholastik seiner Zeit. Dabei bleibt er aber stets im Rahmen der kirchlichen Lehre, wenn manche Sätze auch etwas derb wirken können. So beklagt sich Frau Torheit über die Herren Theologen, die ihren selbstgestellten Fragestellungen nachgehen und über dieses „Geschwätz" ganz vergessen, einmal in die Evangelien zu schauen[178].

Natürlich sieht der gelehrte Humanist auf das oft nicht ganz geschliffene Latein der Theologen verächtlich herab. Frau Torheit spöttelt: „wie herrlich erhaben sind doch die Theologen, wenn sie sich allein des Vorrechts erfreuen, Böcke zu schießen – in Konkurrenz zwar mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher"[179].

Aber es verstellt die wahre Sicht auf die „Laus stultitiae", wenn sie nur als vordergründige Satire gegen etwas gesehen wird. Erasmus dringt nach den Worten Walter Niggs vielmehr vor zur göttlichen Narrheit als Kern des Evangeliums[180]. „Selten wurde die Voraussetzung aller christlichen Verwirklichung klarer formuliert als es hier von Erasmus geschehen ist, der gemeinhin so hochmütig des nur moralischen Verständnisses des Christlichen bezichtigt wird"[181].

Ab Kapitel 63 wendet sich der Humanist den Bibelstellen über die Torheit um Christi willen zu. So sieht er gewissermaßen eine „Torheit" darin, dass sich Christus nach Phil 2,7 entäußerte – das meint für Erasmus die „Werte" umkehren und hat keinerlei negativen Einschlag[182]. „Hierher gehört auch, dass er im Evangelium gegen Pharisäer, Schriftgelehrten und Gesetzeslehrer auftritt, das ungelehrte Volk aber unermüdlich in Schutz nimmt; denn das Wort „Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer!", bedeutet nichts anderes als" Wehe euch, ihr Weisen!"[183].

Er vergleicht die christliche Religion als Ganzes mit einer bestimmten Art von Torheit. Das kann man aber nur richtig verstehen, wenn man sich seine christliche Deutung des Höhlengleichnis Platons vor Augen hält.

Der Fromme ist dann derjenige, der die Wirklichkeit gesehen hat und über die Schattenwelt sich erheben konnte. Denn die Frommen zielen nicht auf das Sichtbare, sondern darüber hinaus auf Gott[184]. Dafür bringt Erasmus zwei Beispiele.

Beim Fasten gehe es nicht nur darum, sich der Speisen zu enthalten, sondern man müsse als wahrer Frommer zwischen

---

[168] Jedin, Trient 1,127.
[169] Newald 105.
[170] Huizinga 67.
[171] ebd. 69.
[172] Das gibt der Herausgeber Wendelin Schmidt-Dengler in seiner Einleitung zum 2. Band der Erasmus-Ausgabe zu bedenken.
[173] Erasmus 2, XIV.
[174] ebd. 2, XXVI.
[175] Walter Nigg: Erasmus von Rotterdam: Christliche Humanität. Ostfildern 1983, 56.
[176] ebd. 59.
[177] Willibald Pirckheimer: Eckius dedolatus. Der entdeckte Eck. Stuttgart 1983.
[178] Erasmus 2,141.
[179] ebd. 2,143.
[180] Nigg 76.
[181] ebd. 76.
[182] Erasmus 2,197.
[183] ebd. 2,195.
[184] ebd. 2,207.

Sinnlichem und Geistigem unterscheiden. Dann bedeutet Fasten mehr als Verzicht auf Speisen, sondern auch Beherrschung der bösen Leidenschaften[185]. Das andere Beispiel ist die hl. Messe.

Auch bei den Sakramenten muss sich der Blick weiten auf die geistige Wirklichkeit hin. Der Sinn der hl. Messe besteht nicht darin, sich um den Altar zu stellen und die Zeremonien zu verfolgen. Vielmehr geschieht dort die Vergegenwärtigung des Todes Christi[186]. Die frommen Beter sollen diesen Tod an sich verwirklichen, mit Christus auferstehen und untereinander eins in Christus werden.

Wieder auf Platons heiligen Wahnsinn zurückgreifend, schildert der Humanist es als letztes Ziel des wahrhaft Frommen, in eine Ekstase zu fallen. Das geschieht dann, wenn man für kurze Zeit ein wenig nippen darf aus dem Becher der ewigen Seligkeit[187].

Walter Nigg hatte ganz Recht: „Niemand sah, wie Erasmus mit seinem unerwarteten Seitenblick dem Christentum ins Herz geschaut hatte und dass unbedingt auf diesem Teil seines Buches das Hauptgewicht lag“[188]. Auch Richard Newald lobte den „... himmelweiten Unterschied zwischen dieser boshaften, geschliffenen Eleganz und den derben Keulenschlägen in der Streitschriftenliteratur der Reformation, die vom Pathos des Zornes diktiert wird“[189], womit ausgesagt ist, dass das „Lob der Torheit“ und die reformatorische Weltanschauung keine Berührungspunkte haben. Luther selbst konnte den christlichen Wert des Buches nicht erkennen, „denn Luther war von seinen eigenen Anliegen viel zu stark beherrscht, um auf das Anliegen anderer Menschen aufmerksam zu hören“[190].

An den drei hier ausführlich vorgestellten Schriften des niederländischen Humanisten bricht urkatholisches Gedankengut durch; man kann Erasmus nicht negativ bewerten, außer man würde an ihn die Messlatte etwa des Konzils von Trient legen – das aber wäre unhistorisch. Auch die „Vertraulichen Gespräche“ sind auf diesem Hintergrund zu sehen. Wenn er etwa in der „Schiffbruch“ kritisiert, dass die in Seenot geratenen Menschen alle möglichen Heiligen anrufen, aber niemand spricht ein „Pater noster“ oder ein anderes Gebet an Gott und Christus, so hat er vollkommen recht[191]. Auch die „Imitatio Christi“ hatte eine solche nicht christusbezogene Religiosität aufs Korn genommen.

Ist Erasmus an der Kirchenspaltung Luthers schuld? Hat er durch sein Tun und durch seine Werke eine Mitschuld?

Am 14. Juni 1532 schrieb sein Freund, der hl. Thomas Morus: „... jedermann weiß doch genau, dass du alle deine Kritiken herausgabst, bevor die gefährlichen Häretiker auftraten, die schon da und dort den Glauben wirklich schädigen; hättest du um derartige Feinde der Religion gewusst, hättest du in ihnen solche Verräter vermutet, so hättest du bestimmt gemäßigter und zurückhaltender geschrieben. Wenn aber jemand dich anschuldigen will, so muss er sich zuerst anstrengen, genügend Beweismaterial zu finden, damit er die Kirchenväter entschuldigen kann; hätten diese um die Zustände unseres Jahrhunderts gewusst, hätten sie die Übel unserer Zeit so klar erkannt wie die der ihren, so wären sie in ihren Schriften sicherlich bedächtiger vorgegangen und hätten andere Dinge nachdrücklicher betont; aber die Kirchenväter wollten doch die Übel ihrer eigenen Zeit heilen und lehrten nicht für kommende Jahrhunderte“[192].

Morus vermutet zudem Neid hinter den Kritikern seines Freundes. Wer Erasmus a priori in den Schatten des Häretikers Luther stellt, handelt unhistorisch. Morus erkannte klar, dass es das Geheimnis der Geschichte ist, dass plötzlich sich die Zeiten durch einen Menschen ändern können. Erasmus blieb katholisch bis an sein Ende; er, als Mensch vor dem Trienter Konzil konnte zu seinen Lebzeiten nicht die weitere Konfessionalisierung vorhersehen.

Die Kirche blieb für ihn die Mutter, die ihre Mitglieder durch die Sakramente nährt[193].

IV.

Bislang hatte sich gezeigt, dass die Häresie Luthers nicht einfach aus seinen Zeitgenossen oder aus den Menschen heraus zu erklären ist, die vor ihm gelebt haben.

Der hl. Thomas Morus gibt die richtige Richtung an: Erasmus hätte vieles nicht geschrieben, wenn er gewusst hätte, dass Martin Luther aufstehen werde, die Kirche zu spalten durch seine Lehren[194].

Joseph Lortz, Erwin Iserloh und vor allem viele evangelische Kirchenhistoriker verwenden die Terminologie „Ursachen der Reformation“. Damit ist behauptet, nicht Martin Luther als Person mit seinen Gedanken sei die „Ur-Sache“ der Kirchenspaltung, sondern seine innersten Gedanken zu einer Verbesserung der Kirche seien von anderen Faktoren abhängig. Das wird engerisch in Frage gestellt in unseren Ausführungen. Es ist absurd, wie wir gesehen haben, etwa der „Imitatio Christi“ mangelnde Kirchenfrömmigkeit zu unterstellen; und das solle dann Nährboden für das Luthertum geworden sein.

Ebenso kann Erasmus nicht herangezogen werden, um Luthers religiöse Gefühle, seine Theologie, sein kirchenpolitisches Handeln adäquat zu erklären, wie sich unter III,3 zeigte.

Vielmehr lässt sich sagen: „Die Kirche des Spätmittelalters war – vielleicht mehr als die Kirche anderer Zeiten – reformbedürftig, sie war aber auch reformfähig, was also für den einen Anstoß zu erhöhtem literarischen, pastoralen Einsatz für die Besserung der kirchlichen Verhältnisse war, wurde für den anderen Anstoß zu Protest und Bruch. So sind die vielberufenen Missstände nicht einfachhin als „Ursachen“ der Reformation zu bezeichnen. Die Ursachen historischer Ereignisse und Prozesse, auch jene der Glaubensspaltung Luthers, liegen vielmehr in der Entscheidung der einzelnen Persönlichkeit, die sich den Verhältnissen konfrontiert und zur Auseinandersetzung mit ihnen aufgerufen sieht. In jene personalen Tiefen, in denen sich solche Entscheidungen formen, reicht freilich die historisch-kritische Methode nicht hinab“[195].

Auf der einen Seite ist deutlich zu sehen, dass Ereignisse der Geschichte nicht wie eine „Seuche“ über die Menschen hereinfallen – der menschliche Wille ist frei. Die Kirchenhi-

[185] ebd. 2,207.
[186] ebd. 2,207 ; Erasmus benutzt hier das Wort „repraesentare“. Die hl. Messe möchte den Tod Christi veranschaulichen, d. h. dann auch in die Gegenwart bringen auf sakramentale Weise.
[187] ebd. 2,211.
[188] Nigg 78.
[189] Newald 101.
[190] Nigg 78.
[191] Erasmus von Rotterdam: Vertrauliche Gespräche (hrsg. von Kurt Steinmann). Zürich 2000, 80 ff.
[192] Barbara von Blarer (Hrsg.): Die Briefe des Sir Thomas More. Einsiedeln/Köln 1949, 88.
[193] Augustijn 142.
[194] Vgl. Anm. III,3,89.
[195] Brandmüller 194.

toriker wussten schon immer, dass der Mensch „... der würdigste und eigentliche Gegenstand der Geschichte ...“ ist[196]. Darum ist auch der Begriff „Ursachen“ der Reformation nicht ganz zu Ende gedacht. Die Geschichte ist immer eine Geschichte von Personen, das „Echo der Person“, wie wir es genannt haben[197]. Nur die Person ist offen zu Gott. Die „Sachen“ oder auch „Ideen“ stehen in keiner persönlichen Beziehung zu Gott, dem Schöpfer und Erhalter des Menschen.

Die Geschichte ist geprägt vom „actus personalis“ (actus humanus). Der Mensch ist in der Geschichte als Person vertreten und prägt das Wesen der Geschichte; sie ist Echo der Personen. Die Geschichte – auch die Kirchengeschichte – ist keine Geschichte von Ideen oder Machtstrukturen, sondern die Geschichte der menschlichen Personen, die ihrerseits offen sind für den persönlichen Gott.

Die Rede von den „Ursachen“ kann indessen auch richtig verstanden werden, wenn gemeint ist, dass jeder Mensch eine bestimmte Prägung durch seine Zeit hat, dann kann über die menschliche Person die eine Epoche mit einer neuen Epoche verknüpft sein. Dabei ist sich allerdings zu hüten vor einer falschen Vorstellung von der Homogenität der Geschichtsepochen. Manchmal wehren sich Menschen nicht gegen falsche Entwicklungen; man zieht sich gerne und bequem auf den Satz zurück „Das ist heute nun mal so!“. „Dieser Fatalismus bezüglich der Geschichte trägt der Willensfreiheit des Menschen nicht Rechnung, seiner Fähigkeit, einer anscheinend unausweichlichen Strömung entgegenzutreten und sie zu überwinden, ja nicht einmal die geschichtlichen Tatsachen werden dabei in Rechnung gezogen“[198]. Auch hier zeigt sich wieder, dass die Geschichte immer die Geschichte von Personen ist und als solche auch so bunt ist, wie die vielen Geschicke der einzelnen Menschen.

Wir sprechen besser nicht von den „Ur-Sachen“, sondern von Personen, die die Geschicke der Menschheit und der Kirche bestimmen.

Bei der Frage nach der Kirchenspaltung ist also die Frage nicht, welche Gründe es für sie gibt, sondern zuerst und immer ist zu fragen, wer die Kirche gespalten hat und dann ergeben sich auch die „Gründe“ des Tuns des Menschen Martin Luther.

Jeder Mensch kann mittels seines freien Willens auch eine ganz andere Antwort auf die An-Fragen des Lebens geben als er sie tatsächlich gibt. Die tatsächlichen Antworten Luthers müssen nun erhoben werden – das ist die Aufgabe des Historikers.

Und in der Erhebung der Fakten zeigen sich dann auch die Beweggründe des Individuums, sich so und nicht anders entschieden zu haben.

Tatsache ist, dass es nach Luthers Glaubensspaltung nicht mehr sieben Sakramente gibt in der Abspaltung, sondern nur noch zwei, die Taufe und das Abendmahl. Um 1445 hatte Roger van der Weyden seinen dreiflügeligen Sakramentsaltar gemalt[199]. Der Rahmen dieses Bildes, der Darstellung der Sieben Sakramente ist die Kirche, d. h. die Kirche als geweihter Raum und auch als geistiges Gebäude in der hierarchischen Gliederung. Auf drei Bildern sind die sieben Sakramente als Wesensäußerung der Kirche vorgestellt.

[196] Marx, Kirchengeschichte 2; Echo der Person 30 ff.
[197] Echo der Person: II. Person und Geschichte 23 ff.
[198] Hildebrand, Trojanisches Pferd 206.
[199] LCI Bd. 4, 5 ff. mit Bild (Original in Antwerpen, Museum für Schöne Künste).

Das mittlere Bild, das am größten ist, gibt zuerst im Vordergrund den Blick auf das Geschehen des Kalvarienberges frei. Im Hintergrund der Apsis der Kirche feiert ein Priester am Altar die hl. Messe; er erhebt gerade die hl. Hostie bei der Wandlung. Später in der Reformation sollte es erbitterten Streit gerade um die „Elevation“ bei der hl. Wandlung geben. Die hl. Messe ist im Kunstwerk so dargestellt, wie Erasmus sie beschrieben hatte: der Tod Christi wird vergegenwärtigt[200]. Hier im Bild wird sehr deutlich: die hl. Messe ist erst zu verstehen vom Kreuzestod Christi her.

Das linke und rechte Bild neben dem Hauptschiff der Kirche stellt die Seitenschiffe dar. Im linken Seitenschiff sind Taufe, Firmung und Beichte dargestellt – Luther hätte in diesem Seitenschiff als Sakrament nur die Taufe gemalt; die Buße als Sakrament und die Firmung konnte er nicht akzeptieren. Im rechten Seitenschiff sehen wir die Krankensalbung, die Eheschließung sowie die Priesterweihe. Dieses Seitenschiff ist in der Sakramententheologie Luthers ausgeräumt.

Nun hat ja Luther nicht irgendetwas geleugnet, sondern er verwirft die Siebenzahl der Sakramente, obwohl sie von der Kirche definiert worden waren[201].

Zwei Sakramente sind übrig geblieben. Aber was das Abendmahl angeht, so ist es nicht mehr das Sakrament des Altares, wie es Roger van der Weyden kannte. Reformation Luthers heißt in aller Deutlichkeit: der Canon Missae wird aus dem Messbuch entfernt – das wird deutlich am Hamburger Missale von 1509, das in Nienstedten benutzt wurde[202].

Dieses Faktum kann nicht mit irgendwelchen Missständen der Kirche im Spätmittelalter erklärt werden. Wie kam der Umschwung von der Frömmigkeit des Antwerpener Sakramentenaltars zur Zerstörung des Messbuches zustande? Es war einzig und alleine das Werk Luthers, näherhin war es sein“ ... reflexiver Glaube ...“[203].

Diese neue Art des Glaubensverständnisses ist „... der erste Anlass des offenen Konfliktes Luthers mit der römischen Kirche ...“ gewesen[204].

Was ist der „reflexive Glaube“?

Dieser von Paul Hacker in die Diskussion eingeführte Begriff soll nun ausführlich erläutert werden, weil er bislang noch nicht die ihm gebührende Aufmerksamkeit gefunden hat. Das „Ich des Glaubens“ „... ist hier nicht eine Betrachtung neben dem eigentlichen Glaubensakt, sondern sie ist ein Teil, und zwar der wesentlichste Teil, des Glaubensaktes selbst. Das Ich beugt sich im Glaubensakt auf sich selbst zurück. Dieser Glaube ist reflexiv“[205].

Der christliche Glaube schließt die Unterwerfung unter die göttliche Ordnung ein; er führt das Individuum zur Geborgenheit in Gott, eingebettet in der Kirche. „Reflexiver Glaube dagegen ist einem Geschoss vergleichbar, das auf sein erstes Ziel mit der Absicht und mit solchen Vorkehrungen geschleudert wird, damit es, zurückgeworfen und zu seinem Aus-

[200] Erasmus 2,207.
[201] Das war ganz deutlich auf dem Konzil von Florenz geschehen.
[202] Johannes Schilling (Hrsg.): Glauben. Nordelbiens Schätze 800–2000. Neumünster 2000, 155–156; wenig vom ökumenischen Geist ist an dieser Veröffentlichung zu spüren. Obwohl zugestanden wird, dass der Begriff „Abendmahl“ aus der Lutherbibel stammt (143), werden mittelalterliche Messkelche als Abendmahlskelche ausgegeben.
[203] Das ist die sehr gutbegründete These Paul Hackers; vgl. dazu: Bäumer 95–96.
[204] Hacker 150; sehr deutlich sagt Hacker: „So ist der reflexive Glaube systematisch, psychologisch und geschichtlich der Ursprung der protestantischen Bewegung“ (150). Leider haben viele Kirchenhistoriker die Untersuchungen Hackers übersehen.
[205] ebd. 28.

gangspunkt zurückkehrend, diesen als zweites und letztes und eigentliches Ziel treffe. Die Rückbeugung des Glaubensaktes von der göttlichen Person zum glaubenden Ich soll in diesem ein Bewusstsein der Gott-Ich-Beziehung, ein Heilsbewusstsein, eine Tröstung erzeugen"[206].

Was vollkommen beim „reflexiven Glauben" auf der Strecke bleibt, ist die Kirche. Das „Ich" tritt an ihre Stelle – mit der falschen Annahme, dass für alle anderen Kirchenmitglieder ebenfalls der „reflexive Glaube" die einzige Weise des Glaubens ist: „Individuelle Heilsgewissheit ist theoretisch dadurch zu erreichen, dass das Heil des Ich an die Stelle der Kirche ins Glaubensbekenntnis gestellt wird"[207]. Das „... sakrale Gemeinschaftsbewusstsein ..." d. h. die Kirche ist gegen alle neutestamentlichen Erwägungen über den Glauben ausgelöscht: „Der Ursprung des neuen Glaubensbegriffes ist eine geistliche Ungeduld gewesen, in der Luther meinte, über die Heilige Schrift zu seiner Tröstung und psychologischen Selbstbehauptung verfügen zu können"[208].

Hacker schließt aus, dass damalige Missstände in der Kirche die Ursache für das Auftreten Martin Luthers gegen die Kirche gewesen sind. Es sei vielmehr die „... Selbsttäuschung ..." gewesen, die ihn zu seinen drei Sola-Prinzipien geführt habe[209].

Auch die Rechtfertigungslehre Luthers kann sich aus dem „reflexiven Glauben" erklären: „Sein Fundamentalartikel und Interpretationsprinzip war gar nicht eigentlich die biblische Rechtfertigungslehre, sondern die Forderung der Ichbezogenheit des Glaubens. Unbiblisch ist Luthers Vereinzelung des „Rechtfertigungsartikels" ferner deswegen, weil das urchristliche Bekenntnis gar nicht an erster Stelle eine Rechtfertigungslehre aussprach, sondern als Hauptaussagen erstens das enthielt, was wir heute das Dogma von der Gottheit Jesu Christi nennen, zweitens das, was wir heute als geschichtliche Heilstatsachen bezeichnen würden: Kreuz und Auferstehung"[210].

Hacker stellt fest, dass die Trinität in manchen Schriften Luthers keinen Bezug zum christlichen Lebensvollzug mehr besitzt[211]. Welches sind nun die Folgen für das Glaubensleben, für das kirchliche Leben?

Der biblische Wiederholungsbefehl Christi „Tut dies zu meinem Gedächtnis" wird auf einen Bewusstseinsakt des einzelnen Christen zurückgebeugt; mit der Eucharistie aber steht und fällt die Kirche. Nun ist auch das Weihesakrament überflüssig geworden. Das zeigt sich am Grundton Luthers: „Jeder Christ ist sich selber Papst und Kirche"[212].

Aus der hl. Messe wird dann das „Abendmahl": „Keine Rede mehr vom seinshaft-personalen, ewiges Leben enthaltenden, durch den Sakramentsgenuss konstituierten Ineinander von Christus und seiner Kirche: ihr in mir und ich in euch; keine Rede mehr von dem Bezug des Sakraments zum Leib Christi, der Kirche; keine Rede von der Proklamation des Todes des Herrn, bis er wiederkommt, als notwendigem Teil des christlichen Kultes. Johannes und Paulus sind in der Sakramentslehre des protestantischen Luthers verstummt. Alles ist auf den Einzelnen bezogen und auf den Bewusstseinsakt, mit dem er, ein Wort bedenkend, auf sein eigenes Heil reflektiert in der Absicht, es sich eben durch diesen Akt zu sichern"[213]. Der „Gottesdienst" wird nun nicht mehr vollzogen als der Lobpreis Gottvaters durch Christus im Heiligen Geiste, sondern zur „... Stärkung des reflexiven Glaubens..."[214].

Von hier aus ist es verständlich, dass Luther die Kirche nur mit Hass sehen kann; ja, es gehört nach seiner Sicht gleichsam zur „... religiösen Pflicht ..." gegen die Kirche aufsässig zu sein[215]. Er versteigt sich sogar zu der absurden Aussage, er wolle auf den Laienkelch verzichten und das Opfer der Messe wieder anerkennen, wenn ein Konzil beides würde fallen lassen[216].

Woher rührt ein solcher Hass, eine Unversöhnlichkeit, die nicht mehr sich christlich nennen darf?

Vielleicht kann eine Antwort gefunden werden, wenn Luthers Häresiebegriff bedacht wird. Hacker stellt Aussagen aus dem Jahre 1515/1516 und 1535 nebeneinander. Die Häretiker, so Luther, würden aus dem Glauben auswählen; sie stellen aus Hochmut (superbia) ihre Ansicht gegen den Glauben der Kirche[217]. 1535 schreibt er dann: „... gegen den Papst will und muss ich mit heiligem Hochmut mich erheben"; nun ist der verwerfliche Hochmut zum „heiligen" Hochmut mutiert.

Hier wird deutlich: „Die Gewissheitsdoktrin fordert also die Unabhängigkeit des Einzelnen von jeder kirchlichen Autorität der Lehre, der Leitung und der Disziplin"[218].

Oder um es mit Luthers Worten zu sagen: „Darum soll der Christ in Glaubenssachen im höchsten Grade hochmütig und hartnäckig sein, überhaupt nichts dulden, keinem auch nur um Haaresbreite nachgeben ..."[219]. Das nennt Hacker ganz sachlich „Verwirrung der Spiritualität" beim Kirchenspalter[220].

Was Paul Hacker über den „reflexsiven Glauben" ausgeführt hat, war in der katholischen Lutherdeutung bislang noch nicht so explizit gesehen worden.

Was er das „Ich des Glaubens" genannt hat, hatte etwa Hubert Jedin so beschrieben: „So macht Luther sein höchst individuelles Heilserlebnis zum Mittelpunkt einer neuen, mit dem Glauben der Kirche nicht mehr zu vereinbarenden Heilstheorie"[221]. Mit dieser „Heilstheorie" „... war Wirklichkeit geworden, wovor der Augustinergeneral Egidio von Viterbo auf dem Laterankonzil gewarnt hatte: das Heilige vom Menschen herumzugestalten, nicht den Menschen der Formkraft des Heiligen zu unterwerfen. Die kopernikanische Wende zum Individuum war vollzogen"[222]. Das kam nach Jedin daher, dass Luther die Hl. Schrift als einziges Erkenntnisprinzip anerkennt; die bisherige Kirchengeschichte ist für ihn eine einzige falsche Bibelauslegung durch die Päpste[223]. Luther maßt sich infolge seines „reflexiven Glaubens" an, die gesamte Heilige Schrift nicht nur neu auszulegen, sondern auch zu bewerten. Alles, was in den heiligen Büchern sich nicht mit seiner Sicht in Einklang bringen lässt, verwirft er: „Jene von ihm in seiner persönlichen Seelennot ergriffene Rettungsplanke, alle Entscheidung von sich ab und auf Gott

[206] ebd. 28.
[207] ebd. 62; Luther hat in seiner Erklärung des Glaubensbekenntnisses im" Kleinen Katechismus" den Artikel vom Weltgericht schlichtweg ausgelassen.
[208] ebd. 96.
[209] ebd. 236.
[210] ebd. 66.
[211] ebd. 313.
[212] vgl. Hacker 271.
[213] ebd. 231.
[214] ebd. 229.
[215] ebd. 308.
[216] ebd. 308–309.
[217] ebd. 239.
[218] ebd. 256.
[219] zit. nach Hacker 240.
[220] ebd. 275 ff.
[221] Jedin, Trient 1,137.
[222] ebd. 137.
[223] ebd. 137.

zu werfen, ist und bleibt die Unterlage seines ganzen Denkens und sein Maßstab für alle Dinge des Glaubens“[224]. Und der Wittenberger Professor verwirft so den Jakobusbrief oder auch den Judasbrief; letzteren lässt er später wieder gelten, weil er meint, dort sei bereits das Papsttum angegriffen[225]. Albert Mock spricht zu Recht von einer „Verzweiflungstheologie“ Luthers[226]; „er steht unter dem neurotischen bis psychotischen Zwang der Auswahl dessen, was ihn tröstet, seine Depressionen heilt und seine Leidenschaften entschuldigt“. Mehr noch: „Luther assimiliert, vergewaltigt den Text der Schrift, passt ihn seinem Verständnis und Heilungsbedürfnis an“[227]. Wenn jemand wagte, Luthers „sola scriptura“ „auch nur zu hinterfragen, so wehrte sich der sächsische Exeget mit dem Vorwurf, seine Gegner seien vom Teufel gefangen genommen[228]. Eigenartig ist auch, dass er nicht gesehen hat, dass die Bibel sich nicht selbst „definiert“ hat, sondern erst durch und in die Kirche ist das Buch der Bücher zu dem geworden was es ist: ein heiliges Buch. Aber er war blind gegenüber der Überlieferung der Kirche, wie seine frühen Gegner erkannt haben. So nannte der Bischof von Rochester, der hl. John Fisher, die Bibel, die Autorität der Kirche und die Überlieferung als die Felder, auf denen gegen den Häretiker aus Deutschland zu kämpfen sei[229]. Sehr deutlich sagte auch Kardinal Hosius, die Tradition sei das „... vivum Evangelium...“[230].

Da Luther sich um die Tradition der Kirche nicht kümmern wollte, wird er für seine Gegner zum „... Christianae religionis perniciosissimus hostis ...“[231], da er u. a. Fälschungen als Kampfmittel benütze[232]. Und dennoch, obwohl Luther mit der Tradition der Kirche gebrochen hatte, erklärte er das Glaubensbekenntnis und ließ es auch in seinen Gottesdiensten sprechen. Da ist die Frage, ob er das Credo wirklich aus ganzem Herzen beten konnte?[233].

Und Wilhelm Neuß fasst zusammen: „Das Ganze ist eine ungeheuere in Luthers Geist vollzogene Vereinfachung, Indem er ohne jede Rücksicht auf die Zeugnisse der alten Kirche und die Entfaltung des Dogmas einfach nur die Heilige Schrift befragt und diese in dem Sinne, welche von Christus angeordneten heiligen Handlungen Glaubensverheißungen, d. h. eine Verheißung der Zuversicht des ewigen Heiles seien, kommt er zum radikalen Bruch mit der ganzen kirchlichen Überlieferung“[234].

Luther war so sehr von sich überzeugt, dass ihm ein Psychologe einen „Unfehlbarkeitswahn“ bescheinigen konnte, d. h. „... eine psychopathische Abwehrreaktion gegen die als übermächtig erlebte Autorität des Papstes und der Konzilien, die zu brechen ihm allein bisher nicht gelungen ist“[235].

Er behauptet, er habe sein Evangelium direkt von Gott erhalten, beweist aber seine Aussage nicht. Das Gewittererlebnis von Stotternheim muss später dafür herhalten als sein „Damaskuserlebnis“ gedeutet zu werden[236]. Woher nun kommt sein „reflexiver Glaube"?

Der Wittenberger Mönch hatte offensichtlich ein chronisches Trauma, das sich auf Erlebnisse der Studentenzeit zurückführen lässt. Mock untersucht detailreich Luthers Zweikämpfe in der Studienzeit und kommt zum Schluss, dass Luther infolge eines Wutanfalles seinen Studienkollegen Hieronymus Buntz mit einem Dolch verletzte, dass es tödlich endete[237].

Die Frage nach dem „gnädigem Gott“, die in der Luther-Literatur eine so große Rolle spielt, ist auf diesem Hintergrund in einem neuen Licht zu sehen.

Auch bezüglich seines Papstbildes ist von einer Krankheit zu sprechen[238]. August Franzen nennt Luthers festgefahrene Meinung, der Papst sei der Antichrist, einen Komplex[239]. Wegen dieses Komplexes trat Luther seit 1520 „... an die Spitze der romfeindlichen und antiklerikalen Bewegung in Deutschland“[240].

Iserloh versucht zu verstehen, dass Luther den Papst dermaßen zurücksetzt. Denn wenn Luthers „Evangelium“ in Gefahr sei, dann könne er den Papst nur als „Antichristen“ bezeichnen[241]. Übersehen wird hier indessen, dass das Neue Testament vier Evangelien kennt und nicht ein fünftes, nämlich das des Wittenberger Professors. Wenn Luther immer von seinem „Evangelium“ spricht, sind Anklänge an Joachim von Fiore nicht zu überhören. Dort ist die Rede von einem „ewigen Evangelium“[242]. Beide „Evangelien“ sind virtuell und nicht wirklich.

Die protestantischen Kirchenspalter sahen mit dem Papsttum eng das Messopfer verbunden. Sicher ist Luther auch „Trugschlüssen“[243] bezüglich der hl. Messe zum Opfer gefallen, denn er bekämpfte auch eine Lehre, die so niemand gelehrt hatte – ein Beweis mehr dafür, dass es nicht die Missstände gewesen sind, die Luthers Auftreten unvermeidlich gemacht haben. Aber Tatsache ist, dass er den Messkanon beiseite wischt und sich damit aus der Tradition der Kirche verabschiedete.

Lortz sieht in der Ablehnung des Sakramentenbegriffes durch den Kirchenspalter die „... Auflösung des Christentums in eine Gesinnungsreligiösitat ...“[244]. Die Verwerfung der Wesensverwandlung und der sakramentalen Priesterweihe leitet sich ab vom Monophysitismus. Luther vertrat über die Menschheit Christi Ansichten, die diese alte Irrlehre wieder aktuell werden ließ. Er meinte nämlich, dass da, wo Gott ist, auch die Menschheit Christi sein müsse: „Auf diese Weise kam er zu seiner Lehre von der Ubiquität des Leibes Christi, von einer Art Allgegenwart auch der Menschheit Christi, nach der „er sich finden lassen will im Abendmahle, das heißt in dem wesenhaft unverändert bleibenden Brot und Wein“. Dass diese Gegenwart eintrete, dazu bedarf es nicht eines

[224] Neuß, Mittelalter 49.
[225] ebd. 49.
[226] Albert Mock: Abschied von Luther. Psychologische und theologische Reflexionen zum Lutherjahr. Köln 1985, 76.
[227] ebd. 76.
[228] ebd. 83–84.
[229] Polman 6.
[230] ebd. 7.
[231] ebd. 31.
[232] ebd. 34.
[233] Mock 84.
[234] Neuß, Mittelalter 48.
[235] Mock 73.
[236] ebd. 72: „Luthers Überzeugung von seiner prophetischen Sendung als „Evangelist“ resultiert aus seinem Studium und seiner Wirkung auf die Menschen seiner Zeit, im Kern aber auf seinem pathologischen Glaubensbegriff und seiner manischen Selbstüberschätzung“.
[237] ebd. 38 ff.; zu diesem Themenbereich, der fast vollkommen Tabu der Lutherforschung ist, vgl. Dietrich Emme: Martin Luther, seine Jugend und Studentenzeit 1483–1505. Eine dokumentarische Darstellung. Bonn 1983.
[238] Vgl. Remigius Bäumer: Martin Luther und der Papst (= KLK Bd. 30) Münster 1985; dort 94 ff. über die Hasstiraden des alten Luthers.
[239] August Franzen: Kleine Kirchengeschichte. Freiburg 1970, 261.
[240] Jedin. Trient 1,147.
[241] Erwin Iserloh: Martin Luther und die römische Kirche, in: ders.: Kirche – Ereignis und Institution. Bd. 2. Münster 1985, 137.
[242] Siehe in diesem Heft Anm. I,41.
[243] Joseph Lortz: Die Reformation in Deutschland. Freiburg 1982, Bd. 1, 398.
[244] ebd. 229.

geweihten Priesters, sondern des Auftrags der Gemeinde, das Abendmahl zu feiern"[245]. Der Priester ist nach Luther nicht mehr nötig. Er ist höchstens noch ein Seelsorger oder ein besonderer Kenner der Bibel, damit er das reine Wort predigen kann[246].

Luther hat seinen Gefolgsleuten nicht nur das Messopfer genommen, sondern auch das Opfermahl [247]. Vielleicht kommt daher auch, dass er einem Zwang zum Fluchen gegen das Papsttum und das Messopfer sein Leben lang ergeben war. Einmal bekennt er, er könne nicht beten, ohne zu fluchen[248]. Und seine Frau, die ehemalige Nonne fragt ihn: „Herr Doktor, woher kommt es, dass wir im Papsttum so warm, eifrig und oft gebetet haben, während nun unser Gebet ohne alle Wärme ist, ja wir selten beten?"[249]

Wir können hier die Darstellung der lutherischen „Heilstheorie" (Jedin) oder des „reflexiven Glaubens" (Hacker) beenden. Soviel ist deutlich geworden: nicht die vermuteten Missstände des Spätmittelalters haben Luther auftreten lassen, sondern seine ganz persönliche Theorie über den Glauben. Vielleicht hatten seine Zweikämpfe als Student diese Glaubenstheorie entscheidend beeinflusst.

Nun ist zu fragen, warum sich das Lutherbekenntnis so schnell ausbreiten konnte. Es war sicher die ihm eigene Art der Polemik, die dann auch noch mittels der neuaufgekommen Flugblätter verbreitet wurde, die seine Ideen verbreiten halfen[250].

Dazu kam die „zauberhafte Werbekraft" der Begriffe „Reform" und „Reformation"[251]. Sicher war auch zu wenig Klarheit bezüglich der päpstlichen Autorität festzustellen und das Konzil von Florenz war nicht genügend rezipiert worden[252].

Viele Menschen haben auch nicht oder zu spät gesehen, was ihnen Luther wirklich geraubt hatte bzw. dass sie nun von der Kirche losgelöst waren[253]. Von heute aus ist es leicht, festzustellen: „Nicht weil er (Luther) Ärgernis an kirchlichen Missständen genommen hätte, wurde er zum Reformator, sondern weil er einen neuen religiösen und theologischen Standort gefunden hatte, der außerhalb der sakramentalen Kirche lag und mit dem kirchlichen Leben der alten Kirche unvereinbar war. Anders als bei Erasmus und anderen Reformern war hier die Kirche selbst in Frage gestellt. Es ging nicht mehr um Reform im Sinne einer innerkirchlichen Reinigung, sondern um Reformation"[254].

Luther hat die eine Kirche Christi gespalten. Sein Sendungsbewusstsein oder auch sein „reflexiver Glaube" ist nicht zu entschuldigen, weil in seiner Persönlichkeit viel Mangel an Demut und Liebe zutage kommt[255].

Die Kirche vor ihm war für ihn nur Fehlentwicklung – das ist ein Urteil, das auch Luther als falsch hätte erkennen können.

Schon wenige Jahre nach Luther klagte Johannes Kepler: „Ist das die Reinigung des Christentums, die Verbesserung der Religion, von der man uns so pomphaft vorgesprochen?", und er schildert wie sich die protestantischen Theologen um den Buchstaben der lutherischen Bibelübersetzung streiten, „... wie bissige Hunde wegen eines Knochens ..."[256].

Und Erasmus hatte es deutlich gesehen, was die so genannten Früchte der Reformation waren: „Wo unter den Christen der Glaube schwächer zu werden begann, da wuchs bald die Art und Zahl der Glaubensbekenntnisse"[257].

Erst Deformation, dann Reformation, so fragten wir. Luther hat die Einheit der Kirche deformiert, zerstört. Und was heute in den Handbüchern und Schulbüchern so unbedacht „Reformation" genannt wird, war keine Rückbesinnung auf Christus, auf die sakramentale Begegnung mit dem fortlebenden Herrn der einen Kirche. Es war, wie Egidio von Viterbo gesagt hatte, die Umformung des Heiligen vom Menschen her und nicht die Unterwerfung des Menschen unter die Formkraft des Heiligen[258].

Anschrift des Autors: Dr. theol. Joseph Overath
Hauptstr. 54, 51789 Lindlar

[245] Neuß. Mittelalter 74.
[246] Lortz 230.
[247] Mock 102; angesichts heutiger „ökumenischer" Beiträge über die Feier eines „ökumenischen Abendmahles" ist hier sehr deutlich ausgesprochen, dass die evangelischen Christen nichts weiter als Brot essen, wenn sie auch eine „geistliche" Kommunion empfangen.
[248] ebd. 95.
[249] ebd. 23.
[250] Neuß, Mittelalter 116.
[251] Jedin, Trient 1,155.
[252] ebd. 155.
[253] ebd. 154.
[254] Franzen 258.
[255] Jedin, LThK 2 Bd. 6, 1213–1229.
[256] Mechthild Lemcke: Johannes Kopier. Reinbeck 1995, 114.
[257] Erasmus 3,223.
[258] wie oben Anm. 29.

DAVID BERGER

Ganz und gar katholisch: Erste Einblicke in das Werk Kardinal Scheffczyks

Es dürfte kaum ein Land geben, in dem die wissenschaftliche Theologie solch großartige ökonomische Möglichkeiten hat und gleichzeitig auf weite Strecken einen solchen Tiefstand des Maßes an vom Glauben erleuchteter Vernunft (I. Vaticanum: *ratio fide illustrata*) kennt, wie Deutschland: Ein kurzer Blick in die jüngeren Publikationen von Männern wie Peter Hünermann, Karl-Heinz Ohlig, Herbert Vorgrimler u. a. genügt bereits um den Eindruck zu erwecken, in einer Zeit zu leben, in der die Theologie immer deutlicher in Gefahr gerät, sich aus einer ernstzunehmenden Wissenschaft in eine romfeindliche Ideologie zu transformieren. Dies hat freilich nicht nur zur Folge, dass – aufgrund der Schlüsselposition, welche die Betreffenden als Ausbilder von Priestern und Religionslehrern besitzen, – der Glaubensschwund vehement beschleunigt wird. Zugleich macht sich als eine weitere Ursache unter ernstmeinenden Gläubigen zunehmend die Tendenz breit, jede intellektuelle Beschäftigung mit dem Glauben argwöhnisch zu beäugen und sich in einen von der Theologie losgelösten Sentimentalismus privater Frömmigkeitsformen oder eines formalistischen liturgischen Traditionalismus zu flüchten. Übersehen wird dabei, dass die klassische Theologie sogar von einer Notwendigkeit der Theologie für die Kirche

spricht[1]. Zudem könnte diese Verweigerungshaltung im schlimmsten Falle dazu führen, dass gerade die „Stoßgruppen der Kirchlichkeit" (Kardinal Höffner) im wissenschaftlichen Gespräch nicht mehr wahrgenommen werden.

Einen Kompromiss zwischen Glauben und Irrglauben kann es nicht geben!

Die Hinwendung zu dem Denken der großen Theologen der Vorzeit wie der Gegenwart könnte hier wahre Wunder bewirken. Zeichnen sich diese doch alle dadurch aus, dass sie ihre Theologie stets basierend auf dem Lehramt der Kirche betreiben. Häufig ist eine Beschäftigung mit dem Denken dieser Gottesgelehrten aber für den Laien mit großen Schwierigkeiten verbunden. Zumal die Werke dieser Theologen sehr oft sehr umfangreich sind. Umso erfreulicher ist es, wenn sich andere Theologen die Mühe machen, das Denken ihrer berühmten Kollegen allgemeinverständlich und in erträglichem Umfang darzustellen. Auf diesem Feld hat sich der in Lugano Dogmatik lehrende Professor Manfred Hauke jetzt ein großes Verdienst erworben, indem er einen ersten Einblick in das Werk Kardinal Scheffczyks vorlegt: *Ganz und gar katholisch. Ein erster Einblick in das theologische Werk von Leo Cardinal Scheffczyk* (Stella Maris Verlag: Buddenwiesen 2003, 159 Seiten, 7,50 €). Gut führt Hauke selbst in seinem Vorwort in das Ziel seines Büchleins ein, das in überarbeiteter Form eine Vortragsreihe, die der Professor über das Werk seines Lehrers auf Radio Horeb gehalten hat, darstellt: „In den folgenden Seiten geht es nur um einen allerersten Einblick für alle interessierten Christen, die das für die ganze Kirche bestimmte Werk des neuen Kardinals näher kennenlernen möchten. Mitunter sehr komplexe Sachverhalte werden in vereinfachter Form dargestellt, gleichsam als ‚Appetitanreger', sich möglicherweise auch unmittelbar in die Schriften des Kardinals zu vertiefen."

Dabei wird das Grundanliegen der Theologie des Kardinals gut deutlich: nämlich die systematische Darstellung des katholischen Glaubens mit dessen mutiger, geistreicher Verteidigung zu verbinden. Klar wird herausgearbeitet, wie Leo Scheffczyk auf sein Aufgabenfeld stets mit „zwei scharfen Augen" blickt: dem historischen, das der geschichtlichen Entwicklung Rechnung trägt, und dem philosophischen, das mit großer spekulativer Tiefe den Organismus der Mysterien des Christentums widerspiegelt: Er versteht es, die exakte „Analyse komplizierter geschichtlicher Sachverhalte zu verbinden mit der synthetischen Zusammenschau der großen Linien der Glaubenslehre". Von daher ist seine Theologie auch wissenschaftlich im echten Sinne – zeichnet sich die vollkommene Erkenntnis nach Aristoteles und dem Aquinaten doch dadurch aus, dass sie sich methodisch in einem steten Kreislauf von Analyse und Synthese vollzieht. Auf dieser wissenschaftlichen Basis schließlich baut auch das klare Wort des Kardinals, wenn es um die Gefährdungen des *depositum fidei* geht: Genauso exakt, wie er Analyse und Synthese in der dogmatischen Theologie vereint, charakterisiert er jene Strömungen und Positionen, die der vom Glauben erleuchteten Vernunft widersprechen, und weist sie konsequent zurück: Einen Kompromiss zwischen Glauben und Irrglauben kann es nicht geben! Ausdrücklich hingewiesen sei in diesem Zusammenhang noch einmal auf das neue, von Peter Christoph Düren herausgegebene Buch, das ein ausführliches Interview mit Kardinal Scheffczyk enthält, in dem dieser die pastorale Situation in Deutschland sowie die dahinter stehenden verfehlten Theologien scharf kritisiert. Auch deshalb, weil man seit Erscheinen des Buches den Eindruck gewinnt, als hätten sich die Stellen, die aus diesem Buch unbedingt Konsequenzen ziehen müssten, auf ein bequemes Verschweigen des Buches eingeschworen.[2]

Was ist eigentlich katholisch?

Nach einer kurzen biographischen Einführung, die am Ende des Büchleins durch bibliographische Hinweise, die zum Weiterstudium einladen, komplettiert wird, steht am Anfang die in zwei Kapiteln behandelte Leitfrage, die alle weiteren Einblicke miteinander verbindet: Was ist eigentlich katholisch? In einer Zeit, die das Wesen des Katholischen nicht selten mit dem Vorurteil, damit der Einheit der Christen zu dienen, zurückstellt, wird gerade dieses nun, im Sinne einer Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, bewusst in der Vordergrund gerückt. Und zwar nicht aus einem antiökumenischen Impuls, sondern aus der gut begründeten Überzeugung, dass das Katholischsein gerade das Wesen des Christentums ausmacht und die Einheit der Christen nur durch die Hingabe an dieses, niemals durch dessen Preisgabe zu erreichen ist.

Dabei wird das Wesen des Katholizismus – obgleich im Kontext des auch Schatten kennenden zeitgenössischen Pluralismus und Ökumenismus gesucht – niemals in konfessionalistischer Verengung gefunden. Es zeigt sich gerade im Gegenteil in der Liebe zur Ganzheitlichkeit und Fülle, die sich im methodischen Bereich im das gesamte Denken durchformenden Prinzip des „Sowohl-als-auch" (*et-et*) widerspiegelt. Dieses erfließt nicht nur dem christologischen Prinzip von Chalezdon, das für Christus stets das sowohl „ganz Gott" als auch „ganz Mensch" festhält, sondern wird als das grundlegende „Formelement" des Katholischen überhaupt verstanden. Damit steht am Anbeginn des Katholizismus keine Idee, sondern der Heilsrealismus in der Person Jesu. Dem protestantischen *sola* – allein (die Gnade, der Fiduzialglaube, die Schrift ...), das bis in die Dialektik und die existentialistischen Verbiegungen moderner Theologie hinein wirkt, wird also das katholische Sowohl-als-auch gegenübergestellt: Sowohl die Gnade wie die Freiheit, sowohl die Heilige Schrift als auch die Tradition, sowohl der Glaube wie auch die Vernunft. Dabei werden beide Komponenten nicht einfach egalisierend nebeneinander gestellt, sondern es herrscht stets eine klare Über- und Unterordnung, die um den Primat des Übernatürlichen weiß. Mit diesem ganzheitlichen Prinzip aufs engste verbunden zeigt sich der universale Anspruch des Katholischen, den sonst keine andere Religion erheben kann: Fernab von jeder nationalistischen oder kulturellen Engführung richtet es sich auf das „Ganze": die ganze Welt, den ganzen Menschen, die ganze Gesellschaft.

Umso bedauerlicher ist es freilich, dass gerade das Christusdogma sich schon seit mehreren Jahrzehnten harten Angriffen auch von Seiten katholischer Theologen ausgesetzt sieht. In dem erwähnten Interviewbuch stellt der Kardinal fest, dass sich in der heutigen Theologie „geradezu eine Phalanx von Gegnern des kirchlichen Christusdogmas" ausmachen lässt, die zur Vorherrschaft einer „Orthodoxie des Unglaubens" geführt habe. Sehr deutlich kann der erfahrene Dogmatiker zeigen, wie sich bekannte und einflussreiche Theologen, angefangen von Karl Rahner über Piet Schoonenberg bis hin zu Edward Schillebeeckx und dem bereits

[1] Thomas von Aquin, *Summa theologiae* Ia q.1 a.1.

[2] Vgl. auch die Besprechung von Walter Lang, in: *Theologisches* 33 (2003) 275–276.

genannten Hünermann, von dem Christusdogma des Konzils von Chalzedon (451) und damit dem „unerschütterlichen Herzstück des Christusglaubens", ja der christlichen Religion überhaupt, weitgehend verabschiedet haben. Freilich allzu oft eingefasst „in die Edelsprache existentialistischer Esoterik" und wieder unter dem Zwang ihres Neuentwurfs der Theologie überhaupt: Die existentialistische oder phänomenalistische Theologie vermag es „in ihrem subjektivistischen Monismus nämlich nicht mehr, Gott als ‚etwas anderes", als etwas Übernatürliches, als ‚den anderen' zu denken", vielmehr bringt sie es aufgrund eines verfehlten, zuletzt vom Papst in seiner Enzyklika *Fides et ratio* erneut zurückgewiesenen, philosophischen Vorentscheids nur noch fertig, Gott „als etwas Natürliches am Menschen zu fassen".[3]

Die Schattenseiten des Dalai Lama und die Islamisierung der Moderne

Anschaulich gelingt es Hauke im Folgenden durchgehend zu zeigen, wie dieser Ausgangspunkt alle weiteren großen Strukturelemente der Theologie des Kardinals durchdringt, allen Überlegungen Tiefenschärfe verleiht und sie zu einer faszinierenden Synthese vereint: Angefangen von der Lehre über die Kirche, der damit verbundenen Verehrung der Gottesmutter, über die Schöpfungstheologie und die Sakramentenlehre, bis hin zur Kritik an der „Gott-ist-tot-Theologie", der Heilslehre des Buddhismus und den seit der Esoterikwelle der 80er Jahre weit verbreiteten Reinkarnationsvorstellungen. Etwas ausführlicher soll hier erwähnt werden, dass Hauke die Kritik Scheffczyks an der Heilslehre des Buddhismus, im besonderen auf den tibetischen Buddhismus, durch interessante Blicke auf neuere Studien – so von Herbert und Mariana Röttgen[4] – zum Thema ergänzt: Im Kalachakra Tantra, das der Dalai Lama, Friedensnobelpreisträger und Star auch auf kirchlichen Großveranstaltungen wie dem Berliner „Kirchentag" oder dem Friedensgebet in Assisi im Jahr 1986, etwa vor einiger Zeit auf einem Kongress in Graz durchführte, „ist die gesamte Lehre des Buddhismus verdichtet. Dieser Text fordert explizit die Vernichtung Andersgläubiger und die Errichtung einer weltweiten Buddhokratie. In seinem Zentrum befindet sich ein sexualmagisches Ritual, das auf einer raffinierten Ausbeutung der Frau basiert." Verbunden ist das Ritual mit dem Legen von Sand-Mandalas, die die Geister beschwören sollen. In diesem Zusammenhang fragt Hauke: „Ob diese Veranstaltung dem Frieden dient? Oder bestätigt sich die heute weithin vergessene Warnung der Kirchenväter, die den Psalm 95 zitieren mit der Aussage (in der griechischen Fassung): ‚Alle Götter der Heiden sind Dämonen'?"

Ähnliches ließe sich auch zum Islam ausführen, wobei hier wieder ein Seitenblick auf die Äußerungen des Kardinals gegenüber Peter Düren erlaubt sei: Hier ruft der Kardinal dazu auf, sich der „Islamisierung der Moderne" durch eine Reaktivierung des „Bewusstseins für die eigene, unaufgebbare Wahrheit" entgegenzustellen. In diesem Zusammenhang scheint es dem Kardinal auch fragwürdig und irritierend, wenn, wie im Mai 2001 in Tübingen geschehen, eine katholische Fakultät einem moslemischen Prinzen, El Hassan bin Talal, der seine Abstammung auf den „Propheten" Mohammed zurückführt, den Ehrendoktortitel in katholischer Theologie verleiht. Zugleich verteidigt der Kardinal aber auch den Papst gegenüber der Kritik, die etwa von Hans-Peter Raddatz an dem von jenem praktizierten interreligiösen Dialog geübt wurde. Auch wenn Hans Küng dafür ausnahmsweise mal den Papst lobte: Dass dieser den Koran in Beirut 1999 küsste, „sollte man nicht überschätzen." Diese Geste „hat keine dogmatische Relevanz." Auch dessen Besuch in der Omajjad-Moschee, in der nach einer Überlieferung Johannes der Täufer begraben sein soll, „geht wohl nicht über das hinaus, was als Anerkennung der geistlichen Werte dieser Religion zu verstehen ist." Selbst wenn das letzte Konzil davon spricht, dass „die Muslime mit uns den einen Gott anbeten", so wollte es doch „kein letztgültiges theologisches Urteil über den Islam abgeben, sondern mehr die Erscheinung des Islam und sein Selbstverständnis wiedergeben." Ganz klar muss in diesem Zusammenhang den Christen wieder werden, dass Christen und Muslime nicht denselben Gott anbeten.[5]

Maria als „Zepter des wahren Glaubens"

Am Ende des Büchleins lenkt Hauke mit Scheffczyk den Blick auf Maria als „Zepter des wahren Glaubens", die Person, die „die größten Glaubensgeheimnisse" sozusagen in sich „vereinigt und widerstrahlt". Besonders jedoch das Mysterium der Unbefleckten Empfängnis Mariens: Der Sieg über die Sünde, der in diesem Glaubensgeheimnis hell aufstrahlt, ist – da Maria, wie das Zweite Vatikanische Konzil lehrt, das Urbild der Kirche ist – zugleich der Grund unserer gläubigen Zuversicht: „Angesichts des Ursprungs und des Zieles der Kirche, die in Maria verwirklicht sind, braucht es keine rosarote optimistische Schönfärberei bezüglich der zukünftigen Geschicke der Kirche. Angesagt ist die gläubige Zuversicht, dass die Pforten der Hölle die Kirche nicht überwinden werden."

---

[3] Leo Card. Scheffczyk, *Entschiedener Glaube – befreiende Wahrheit*, Buttenwiesen 2003, 24–25. 117–119.

[4] V.&V. Trimondi, *Der Schatten des Dalai Lama*, Düsseldorf 1999; dies., *Hitler – Buddha – Krishna – Eine unheilige Allianz vom Dritten Reich bis heute*, Wien 2002.

[5] Scheffczyk, *Entschiedener Glaube*, 64–66.

Anschrift des Autors: *David Berger*
Hochstadenstraße 28, D-50674 Köln

Der Grund und fast die Wurzel allen Übels, das wie ein Gift die Einzelnen, die Völker und Nationen verseucht und die Geister verwirrt, ist die Unkenntnis der Wahrheit, ja nicht einmal nur Unkenntnis, sondern häufiger noch Verachtung der Wahrheit und Widerwille ihr gegenüber. Daher kommen die Irrtümer aller Art, die wie eine Seuche sowohl in das Denken wie in die Lebensadern der Gesellschaft eindringen. Sie verwirren alles zum größten Schaden des Einzelnen und der ganzen Gesellschaft.

Sel. Papst Johannes XXIII.

BUCHBESPRECHUNGEN

Ogledalo Pravde (**„Spieger der Gerechtigkeit"**). *Das Bischöfliche Ordinariat Mostar über angebliche Erscheinungen und Botschaften in Medjugorje, Mostar 2001.*

Im Auftrag von Ratko Perić, ab 1993 Bischof von Mostar, hat der Diözesanpriester Dražen Kutleša, eine Sammlung von Berichten und Stellungnahmen, sowohl seitens der kirchlichen Behörden wie auch der Medien und privater Korrespondenz, zum Phänomen Medjugorje herausgegeben.

In seinem Vorwort hebt der Bischof hervor, was er schon früher über die angeblichen Erscheinungen der Mutter Gottes in Medjugorje geäußert hat: Nicht nur „Non constat de supernaturalitate" („Der übernatürliche Charakter steht nicht fest"), sondern auch „Constat de non supernaturalitate" (Es steht fest, dass es sich nicht um Übernatürliches handelt) der s. g. Erscheinungen und Botschaften. Bischof Perić zitiert aus dem Brief des Sekretärs der Kongregation für die Glaubenslehre, Erzbischof Tarcisio Bertone, in dem dieser das Recht des Ortsbischofs seine persönliche Meinung zu äußern bestätigt.

Die „Visionen" in Medjugorje nahmen ihren Anfang im Jahr 1981 und dauern schon 20 Jahre (bis 2001), obwohl am siebten Tag nach der ersten Erscheinung Maria gesagt hätte, dass sie nur noch dreimal erscheinen werde. Unter den „Seherinnen/Sehern" befanden sich vier Mädchen und zwei Jungen. Das älteste Mädchen war damals 17 Jahre, der jüngste Knabe 10 Jahre alt. Alle „Seherinnen" und „Seher" sind inzwischen verheiratet. In den kurzen Biographien der Protagonisten/innen fällt auf, dass nur eine Marija Pavlović, den Wunsch geäußert hatte, in ein Kloster einzutreten, dann aber Abstand davon genommen hat. Sie hat sich in eidesstaatlicher Erklärung von einer Publikation des Franziskaners, P. Vjekoslav Vlašić (der inzwischen nicht mehr Mitglied der Franziskanerprovinz Herzegowina ist), distanziert, in der P. Vlašić einen durch ihre Botschaft übermittelten „göttlichen Plan" im Namen Mariens verkünden wollte („Totus tuus").

Die im Fall Medjugorje unmittelbar beteiligten Personen werden kurz charakterisiert: der damalige Bischof von Mostar, Pavao Žanić, vier Franziskanerpatres und der französische Theologe R. Laurentin, der als Befürworter der Echtheit der „Erscheinungen" von Medjugorje aufgetreten ist. Die vier im Buch genannten Franziskaner sind wegen Ungehorsams mit Kirchenstrafen belegt worden. An dieser Stelle scheint es angebracht, den „Fall von Herzegowina" kurz zu erläutern. Im Jahre 1975 hat der Hl. Stuhl mit dem Dekret „Romanis Pontificibus", nach langwierigen Gesprächen mit dem Bischöflichen Ordinariat Mostar und der Franziskanerprovinz Herzegowina, entschieden, dass acht Pfarreien, die von den Franziskanern betreut worden waren, dem Diözesanklerus von Mostar übergeben werden sollten. Einige Franziskaner widersetzten sich dem Beschluss und räumten nicht die Pfarreien, wobei es zu unerfreulichen Vorkommnissen kam. Acht Franziskaner wurden aus dem Orden ausgeschlossen.

Pavao Žanić, Vorgänger von Ratko Perić als Bischof von Mostar, war anfangs den Berichten über Medjugorje gegenüber aufgeschlossen und widersprach der kommunistischen Presse, welche die „Visionen" zur Attacke gegen die Kirche instrumentalisierte. Bischof Žanić berief zwei Kommissionen, um die Phänomene von Medjugorje zu beurteilen. Die erste (5 Mitglieder) tagte 1982–1984; die zweite (15 Mitglieder, darunter neben Theologen auch Mediziner) 1984–1986.

Das Urteil beider Kommissionen fiel für den übernatürlichen Charakter der „Erscheinungen" und „Botschaften" von Medjugorje negativ aus: *Non constat de supernaturalitate.* Auf Wunsch des Apostolischen Stuhles wurde eine neue Kommission von der Bischofskonferenz des damaligen Jugoslawien einberufen, die von 1987 bis 1990 sich mit dem Fall Medjugorje befasste. Auch diese Kommission fällte ein negatives Urteil. Am 10. April 1991 verkündete die Bischofskonferenz: „Aufgrund von bisherigen Untersuchungen kann man nicht behaupten, dass es sich um übernatürliche Erscheinungen und Botschaften handelt." Da aber Gläubige nach Medjugorje in Scharen gehen, hielt es die Bischofskonferenz angebracht, diesen Gläubigen geistliche Betreuung anzubieten. Offizielle Pilgerfahrten nach Medjugorje dürften nicht organisiert werden. Dem stimmte auch das Schreiben der Kongregation für die Glaubenslehre in einem Schreiben an die italienische Bischofskonferenz von 1985 zu. Den gleichen Standpunkt zu den Pilgerfahrten nach Medjugorje bestätigte die genannte römische Kongregation in ihren Briefen an den Erzbischof von Besançon (1995) und den Bischof von Langres (1996).

Wichtig erscheinen die Kriterien für die Beurteilung von Erscheinungen. Nach Zitaten einiger katholischer Theologen zum Sachverhalt nennt Bischof Perić u. a. folgende Kriterien: a) Seltenheit und Ausnahme; b) Einklang mit dem Evangelium und der christlichen Nächstenliebe; c) Ausschluss von Manipulationen; d) Früchte.

Nimmt man die Berichte über Medjugorje ernst, so ergeben sich bzgl. a) schwere Einwände gegen die Echtheit der Erscheinungen: ein Zeitraum über 20 Jahre an verschiedenen und ungewöhnlichen Orten (nach der Polizeisperre im Jahr 1983 der ursprünglichen Erscheinungsstätte wurde von Erscheinungen sogar in Werkstätten zur Tabakherstellung, Omnibussen, in Zagreb und im Ausland berichtet). b) Fälle von eklatantem Ungehorsam einiger Franziskaner werden von einer Marienbotschaft gut geheißen. Wenn die Mutter Gottes sich etwa in Angelegenheiten von Hotelbauten einmischt, so mutet diese „Offenbarung" albern an; daneben wird auch ein Katholik, dessen Rechtschaffenheit seine Bekannten bezeugen, in seiner Ehre beleidigt. c) Die Propagandazüge, mit denen „geistliche Führer" (gemeint sind einige Franziskaner) die „Seher/innen" in ihrem Heimatland und im Ausland herumführen, wecken Bedenken. d) Wenn die Fans von Medjugorje die vielen Pilger und Bekehrungen in Medjugorje als Argument für die Echtheit der Erscheinungen anführen, so beweisen sie damit noch nicht, dass Maria dort erschienen ist. Gott wirkt durch seine Gnade, wo immer er will, und durch die Sakramente. Kein einziges Wunder von Medjugorje ist bezeugt worden.

Fazit: Die „Seher/innen" erscheinen nicht glaubwürdig, da sie in Widersprüchen und sogar Lügen ertappt worden sind. Ihre „Botschaften" enthalten allerlei Banalitäten, Aufforderungen zur Indisziplin in der Kirche und in einem Fall sogar theologische Irrtümer. So gibt eine „Seherin" auf die Frage, ob alle Religionen gleich seien, die Antwort: „Alle Religionen sind gleich vor Gott ... In der Welt sind die Religionen nicht gleich, weil die Menschen sich Gottes Geboten nicht fügen, sondern sie verwerfen und verderben." Die Aufforderungen zum Gebet, Fasten, Buße und Umkehr Enthalten nichts Neues, wofür eine himmlische Bestätigung notwendig wäre. Das von den „Seher/innen" versprochene „große Zei-

chen" (wobei sie sich über seine Natur widersprachen) ist ausgeblieben.

Der letzte Teil des Buches enthält Artikel aus Zeitungen und Zeitschriften sowie Stellungnahmen und Interviews zum Thema Medjugorje (1991–2001). Dabei wird kontinuierlich der Standpunkt des Bischofs von Mostar deutlich, dass es in Medjugorje keine Marienerscheinungen gegeben habe. So äußerte sich Bischof Perić vor der Bischofssynode in Rom (1994) und in einem persönlichen Gespräch mit dem Papst (1999). In einem Antwortschreiben an den Chefredakteur der französischen Zeitschrift „Famille chrétienne" zeigt sich der Bischof offen für eine neue Untersuchung des Falls Medjugorje von Seiten des Apostolischen Stuhls und wünscht dessen baldiges endgültiges Urteil.

Dieses Buch bietet dem Leser eine sachliche und umfangreiche Dokumentation der Ereignisse in und um Medjugorje, der gegenüber die Verfechter der Echtheit der „Erscheinungen" und „Botschaften" wenig zu bieten haben. Allerdings in einem Punkt übertreibt Bischof Peric: *Non constat de supernaturalitate* ist rein logisch nicht gleichzusetzen mit *Constat de non supernaturalitate.* Doch auch für die letztere Qualifikation liefert das Buch überzeugende Argumente.

Anschrift des Autors: Dr. Alexander Dešćar,
Bruchstraße 13, 57241 Netphen

A. Graf v. Brandenstein-Zeppelin/Alma v. Stockhausen (Hrsg.): **Herkunft und Zukunft des Menschen – Ursprung des Lebens und Evolution,** *Gustav-Siewerth-Akademie, 79809 Weilheim-Bierbronnen 2002, 196 S., 11,20 €.*

Ausgesprochen interdisziplinär setzte sich der Theologische Sommerkurs 1997 an der G. Siewerth-Akademie im Schwarzwald mit dem auf Darwin zurückgehenden Evolutionismus auseinander, jener Ersatzreligion der modernen Gebildeten (auf S. 7 drastisch apostrophiert als „Kombination von Urdummheit plus Urbrutalität"). Die Beiträge verdienen selbstverständlich auch heute höchstes Interesse, gerade im Hinblick auf aktuelle Auseinandersetzungen.

An erster Stelle sind die Naturwissenschaftler und Professoren Wolfgang Kuhn und Bruno Vollmert zu nennen, durch deren Tod die Beiträge nun zu ihrem geistigen Vermächtnis geworden sind. Kuhn erläutert didaktisch-anschaulich einige entscheidende biologische Probleme, über welche der Evolutionismus/Darwinismus unweigerlich stolpert und die er nicht zu lösen vermag. Für Vollmert als führenden Polymer-Chemiker und Verfasser eines Lehrbuchs ist andrerseits klar, dass die die Erbsubstanz tragenden DNS-Makromoleküle wohl einen Mutations/Selektions-Mechanismus bestehender Lebewesen ermöglichen, jedoch nicht mittels Verlängerung und Addition von DNS-Ketten die Entstehung neuer, höherer Arten. Für Vollmert ist der Darwinismus wissenschaftlich erledigt: „Ohne DNS kein Leben; und wo DNS nicht von selbst entstehen kann, kann auch Leben nicht von selbst entstehen" (S. 34). Die Reaktion auf eine solch unerhörte Tabu-Verletzung ließ nicht auf sich warten: der renommierte Springer-Verlag verweigerte Vollmerts Lehrbuch die Neuauflage, worauf es Vollmert im Eigenverlag herausgab. – Der Schweizer Neurochirurg Prof. Charles Probst stellt die Theorie des dualistischen Interaktionismus Geist-Materie (Gehirn) des Nobelpreisträgers John Eccles vor – und wundert sich, dass diese von den Theologen abgelehnt wird. – Frau Dr. med. T. Blechschmidt („Personalität und Personalisation") erläutert in den Fußstapfen ihres verstorbenen Mannes das biologische Gesetz von der Erhaltung der Individualität. „Der Mensch wird nicht Mensch, sondern ist Mensch von Anfang an" (S. 69) – so lautet die eingängige Formel. Andrerseits: „Der fertige Organismus liegt nicht *en miniature* im Ei vor, auch nicht codiert als genetische Information" (S. 73).

Prof. Hugo Staudinger, in allen Wissenschaften bestens bewanderter Laie, meditiert über das Bibelwort, dass „alles in Christus und für Ihn geschaffen ist". Entscheidendes zur Bibelauslegung legt der berühmte schwedische Exeget Prof. Harald Riesenfeld vor, wenn auch nicht zum Thema Schöpfungstheologie.

Von den beiden theologischen Beiträgen vermag vor allem derjenige von Prof. Johannes Stöhr zu begeistern (Auferstehung und Auferstehungsleib). Umfassend werden darin einerseits die gängigen theologischen Meinungen erläutert und bewertet, und es kommen jene sog. Letzten Dinge zur Sprache, welche kirchliche Verkündigung und Lehre sonst vermeiden – sehr zu ihrem Schaden übrigens. Besonders gespannt ist man auf die Zusammenfassung der Thematik durch Prof. Alma von Stockhausen, der Gründerin und Leiterin der gastgebenden Akademie. In zwei ähnlichen Beiträgen setzt sie sich mit dem grundlegenden Problem des Verhältnisses von Leib und Seele bzw. Materie und Geist auseinander. Materie ist für sie Schenkungsform des Geistes und Ausfluss der sich freiwillig zurücknehmenden Liebe des Schöpfergeistes. In solchen Gedankengängen vereinigen sich alle Stränge von Wissen und Glauben, von objektivem Denken und subjektiver Frömmigkeit zu einer beglückenden Wahrheits-Erkenntnis.

Hans-Viktor von Sury

Jörgen Vijgen (Hrsg.), **Indubitanter ad veritatem.** *Studies offered to Leo J. Elders SVD – In Honour of the Golden Jubilee of his Ordination to the Priesthood. With a Preface by His Eminence Joseph Cardinal Ratzinger. Damon, Budel, 2003, Ln. SU, ca. 352 S.*

In diesem Jahre feiert Prof. Dr. Leo J. Elders SVD sein goldenes Priesterjubiläum. Elders gilt als einer der bedeutenden und international anerkannten Thomisten und ist auch den Lesern von „Theologisches" sicher noch gut durch seine Besprechung des Buches von Prof. van Straehlen über die Frage des Heils in den nichtchristlichen Religionen in Erinnerung (11–1995). Im ständigen Dialog mit dem hl. Thomas von Aquin, „dem Lehrmeister des Denkens" (*Fides et Ratio*, Nr. 43), hat er versucht die erhabene Tradition des christlichen Denkens in der Einheit von Glauben und Vernunft lebendig zu erhalten. Auf diese energische Weise – und dies schon seit fast drei Jahrzehnten lang – nimmt Pater Elders nicht nur an der geistlichen und intellektuellen Bildung in den Niederländischen Priesterseminaren teil, sondern er hat diese Bildung auch selber mitgestaltet. Dankbar und erkenntlich für diesen langjährigen und bleibenden Dienst, bieten die Priesterseminare Rolduc (Diozese Roermond) und Willibrordhuis (Diozese Haarlem) ihm eine Festschrift an.

Das Buch enthält ein Vorwort von Joseph Kardinal Ratzinger, 28 Beiträge auf lateinisch, deutsch, englisch, französisch, italienisch, spanisch und niederländisch und die vollständige Bibliographie von Pater Elders.

Die Beiträge stammen von folgenden Autoren: D. Berger, R. Cessario O. P., G. Cottier O. P., B. Couillaud, M. C. Donadio Maggi de Gandolfi, J. P. Dougherty, P. De Cointet, J. Dudley, Msgr. W. Eijk, Y. Floucat, E. Forment, Msgr. B. Gherardini, T. Guz, Kl. Hedwig, J. Hendriks, R. E. Houser, A. Lobato O. P., R. M. McInerny, G. Perini C. M., V. Ravensloot, A. Rauscher S.I., P. Rodriguez, M. E. Sacchi,

L. Card. Scheffczyk, A. von Stockhausen, J. Vijgen, K. Zedlic und A. Zimmermann.

Das Buch wird im Dezember 2003 erscheinen. Erhältlich bei: Uitgeverij Damon b.v., Luchthavenweg 6, NL-6021 PX Budel, e-mail: damon@iae.nl.

Bis zum 5. September 2003 kann die Festschrift zum Vorzugspreis von 40,– € (einschließlich Versandkosten) beim Herausgeber bestellt werden. Der Name des Bestellers wird dann auch in die *Tabula gratulatoria* abgedruckt werden.

Mehr Informationen: Jörgen Vijgen, Kabei 81, B-3800 Sint-Truiden, jorgen.vijgen@skynet.be

FELIZITAS KÜBLE

Nicht verfolgt, aber benachteiligt – Christen im Heiligen Land

Im Staat Israel (ohne Gaza, Westjordanland) leben derzeit ca. 5 Millionen Menschen, darunter 80% Juden, 18% Araber (mit israelischer Staatsbürgerschaft) und 2% Drusen (Angehörige einer islamischen Sekte, die im 11. Jahrhundert entstand). Der Anteil der Christen unter den Arabern nimmt stetig ab, er beläuft sich auf derzeit etwa 17%. – In den „israelisch besetzten Gebieten", die teilweise von der Palästinensischen Autonomiebehörde verwaltet werden, leben weitere 2 Millionen Araber (ohne israelische Staatsbürgerschaft).

Im „Land der Bibel" gibt es – im Gegensatz zu vielen islamischen Staaten – keine staatlich organisierte oder tolerierte Christenverfolgung. Dennoch stehen Judenchristen unter Druck. Christusgläubige Juden in Israel bezeichnen sich als „messianische Juden", um ihr jüdisches Selbstverständnis zu betonen und zugleich ihr messianisches Bekenntnis auszudrücken. Christus ist für sie die Erfüllung alttestamentlicher Verheißungen: der Messias der Juden und Erlöser der Welt. Nicht selten wollen diese Menschen mit ihrem Glauben im Judentum und in der jüdischen Volkszugehörigkeit verbleiben. Manche von ihnen sind nicht einmal getauft, sondern glauben „als Juden" an Jesus als Messias. Christsein betrachten sie daher nicht als Religionswechsel, sondern als Vollendung ihres Judentums.

Man schätzt, dass es 6 000 bis 10 000 messianische Juden in Israel gibt. Sie leben – aufgesplittert in viele Gruppen – „halb im Verborgenen", zeigen jedenfalls eine gewisse Scheu vor der Öffentlichkeit. Es gibt allerdings Ausnahmen wie die „Messianische Bekenntnisgemeinschaft". Gegründet wurde sie bereits 1980 vom deutsch-israelischen Judenchristen Klaus-Moshe Pülz aus Guntersblum, der in Israel regelmäßig große Anzeigen in angesehenen Tageszeitungen veröffentlicht. Darin legt er die Heilige Schrift aus und bietet kostenlose Bibeln (einschließlich des Neuen Testaments) an, die dann von tausenden Interessenten angefordert werden, manchmal auch von israelischen Politikern.

Die christliche Welt, auch die Katholische Kirche, nimmt diese messianischen Juden mehr oder weniger nur am Rande wahr. Vermutlich empfindet man diese Gruppierung als Belastung für den „christlich-jüdischen Dialog". Folglich sitzen die israelischen Judenchristen zwischen allen Stühlen, weil sie sich weder von jüdischer noch von christlicher Seite voll akzeptiert fühlen. Auch wenn von „orientalischen Christen" die Rede ist, wird meist allein an christliche Araber gedacht, selten an Judenchristen.

Der jüdische Staat reagiert leider „übersensibel" auf Evangelisationsbemühungen unter Juden. Das gilt sogar dann, wenn die „Judenmission" nicht von ausländischen (nichtjüdischen) Predigern ausgeht, sondern von israelischen Judenchristen. Die Regierung befürchtet eine weitere Verringerung der jüdischen Einwohner in Israel. Durch die hohe arabische Geburtenrate hat sich die demographische Situation ohnehin schon längst zugunsten der Palästinenser entwickelt.

Ultraorthodoxe Gruppen schüren darüber hinaus antichristliche Vorurteile bis hin zur Gewalt gegen Judenchristen. Gerade weil zwischen beiden biblischen Religionen eine relativ enge Verwandtschaft besteht, wird der Konkurrenzdruck als umso beängstigender empfunden. Der Wunsch nach klarer Abgrenzung wird durch die offensichtliche inhaltliche Ähnlichkeit also verstärkt.

Der Staat Israel besitzt auch im 6. Jahrzehnt seines Bestehens noch keine Verfassung, auch kein Grundgesetz. Die Ursache hierfür sehen viele Beobachter darin, dass es innerhalb der Juden strittig ist, ob Israel eine parlamentarische Demokratie westlicher Prägung sein soll oder eine Art Theokratie, ein jüdischer „Gottesstaat", in dem nicht Parlamentsmehrheiten und politische Interessen die Politik bestimmen, sondern die Halacha (jüdisches Religionsgesetz).
Hinzu kommt der jüdisch-arabische Dauer-Konflikt, der für innen- und außen-politische Unruhe sorgt. – Manche betrachten die israelische Unabhängigkeitserklärung von 1948 als eine Art „Ersatz-Verfassung"; sie ist zumindest eine verbindliche Grundsatzerklärung über bürgerliche Grundrechte und das eigene Staatsverständnis.

Situation der Israelo-Araber

In puncto Religionsfreiheit heißt es dort: „Der Staat Israel wird all seinen Bürgern ohne Unterschied von Religion, Rasse und Geschlecht soziale und politische Gleichberechtigung garantieren. Er wird Glaubens- und Gewissensfreiheit, Freiheit der Sprache, Erziehung und Kultur gewährleisten, die Heiligen Stätten unter seinen Schutz nehmen und den Grundsätzen der UN-Charta treu bleiben."

Den ca. 1 Million „eingebürgerten" Arabern im israelischen Kernland (auch Israelo-Araber genannt) werden grundsätzlich dieselben staatsbürgerlichen Rechte eingeräumt und Pflichten auferlegt wie den jüdischen Bürgern. (Gemeint sind also nicht die Araber in den „israelisch besetzten" und teilweise palästinensisch verwalteten Gebieten, sondern israelische Staatsbürger arabischer Herkunft.)

Israelo-Araber können ihr Wahlrecht wahrnehmen und arabische bzw. pro-arabische Vertreter ins israelische Parlament (die „Knesset") wählen. Diese Einkammer-Volksvertretung übersetzt Redebeiträge auf hebräisch, wenn sich ein Parlamentarier arabisch äußert. In der linksliberalen israelischen Menschenrechtspartei „Meretz" beispielsweise sind sowohl jüdische wie arabische Israelis vertreten.

Hinsichtlich der staatsbürgerlichen Pflichten gibt es bei der Wehrpflicht einen Unterschied: Israelo-Araber dürfen in die Armee, sind aber nicht zum Wehrdienst verpflichtet. Wenn sie sich freiwillig melden, sind ihre Aufstiegschancen

in der militärischen Laufbahn geringer als die jüdischer Soldaten. Alle Juden werden ab 18 Jahren in die Streitkräfte eingezogen (auch Frauen). Männer müssen ihren Wehrdienst drei Jahre ableisten, Frauen zwei Jahre.

Jede Religionsgemeinschaft bzw. Konfession verwaltet ihre eigenen „Heiligen Stätten" im Heiligen Land. Diese sind gesetzlich vor Übergriffen geschützt, um den freien Zugang für Pilger aus aller Welt zu gewährleisten. Dass Christen die Stätten der Erinnerung an Christus und die Apostel ungehindert besuchen können, erscheint inzwischen selbstverständlich, ist es jedoch keineswegs.

Als die Jerusalemer Altstadt noch unter arabischer Herrschaft stand, besaßen Christen keinen freien Zugang zu den Stätten ihres Glaubens. Juden wurde damals der Besuch der „Klagemauer" (Westmauer) verboten. – Vor dem 6-Tage-Krieg vom Juni 1967, als Jerusalems Altstadt noch von jordanischer Seite verwaltet wurde, durften Christen dort kein Gotteshaus errichten. Nach dem Sieg der Israelis änderte sich die Lage: 20 christliche Kirchen konnten in Jerusalem erbaut werden.

Christliche Araber zwischen allen Stühlen

Arabische Christen in Israel genießen weitgehende Religionsfreiheit – es sei denn, sie würden Juden „missionieren". Allerdings wächst der Druck auf arabische Christen durch das Vordringen des Islam und die wachsende Zahl fanatischer Moslems, ganz zu schweigen von militanten Organisationen wie Hamas, Dschihad oder Hisballah (wird fälschlich oft als „Hisbollah" übersetzt). Durch die ständigen Terrormeldungen aus Israel kommen immer weniger Pilger nach Israel. Da die meisten arabischen Christen im Pilger- und Tourismusbereich beschäftigt sind, trifft sie diese Situation besonders hart. Die fatale Folge: immer mehr Christen arabischer Herkunft lassen sich aus dem Heiligen Land verdrängen. Das gilt besonders für das Westjordanland und den Gaza-Streifen.

Seit Einführung der „Palästinensischen Autonomiebehörde" verringerte sich der christliche Bevölkerungsanteil in diesen Gebieten noch weiter: Nur 3% der dort lebenden Araber sind Christen (meist orthodox oder katholisch). Nicht wenige Kirchenmitglieder sind mit Juden verheiratet. In Nazareth gibt es besonders viele arabische Christen (20 000), wo sie ein Drittel der Bevölkerung ausmachen.

Die schrittweise Durchsetzung der palästinensischen Selbstverwaltung (als Folge des Oslo-Abkommens) führte zu einer verstärkten Unterdrückung der christlichen Minderheit. Zahlreiche christliche Araber wandern aus, weil sie sich vor der Gewalt islamistischer Gruppen fürchten. Bis Anfang der 80er Jahre war z. B. Bethlehem mehrheitlich von Christen bewohnt – heute leben dort bereits 80% Moslems.

Die Situation der arabischen Christen hat sich auch strafrechtlich verschlechtert. Die PS (Palästinensische Autonomiebehörde) führte mit Billigung Arafats ein Gesetz ein, das den Landverkauf an Israelis als „Hochverrat" einstuft und mit der Todesstrafe ahndet. Im Mai 1997 bedrohte der damalige palästinensische Justizminister Freih Abu Medayin alle Araber mit der Todesstrafe, wenn sie Grundstücke an Israelis verkaufen. Zahlreiche Araber wurden seitdem hingerichtet – überdurchschnittlich viele von ihnen waren Christen.

Auf Proteste der amerikanischen Regierung erklärte Arafat, bei den Tätern handle es sich um „unbekannte Personen". Ein Jahr später wurde aus der „Selbstjustiz" ein Gesetz, das sowohl den Käufer wie den Verkäufer mit der Todesstrafe belegt, wenn „arabisches Stammland" an Juden veräußert wird. Die PA beruft sich zu ihrer Rechtfertigung auf ein altes jordanisches Gesetz, das man lediglich neu aufgreife. Es dient jedenfalls der Einschüchterung arabischer „Untertanen", besonders der christlichen Auswanderer.

Die zunehmende Intoleranz radikalislamischer Gruppen mussten Christen in Nazareth ausgerechnet am Ostermorgen 1999 erleben: auf dem Weg zum Gottesdienst wurden die Kirchgänger von moslemischen Fanatikern überfallen, viele von ihnen krankenhausreif geschlagen. Die arabischen Polizisten sahen dem blutigen Überfall tatenlos zu. Erst das israelische Militär sorgte für das Ende der Auseinandersetzung.

Nazareth galt bisher als Modell für ein friedliches Zusammenleben von Christen und Moslems. Das größte Gotteshaus der Stadt ist die kath. Verkündigungskirche. Inzwischen sind die Christen in Nazareth beunruhigt. Muslime haben im Frühjahr 1999 den Platz vor der Verkündigungskirche beschlagnahmt, um dort eine große Moschee zu errichten. Dabei ist geplant, dass das Minarett (Turm der Moschee) die Höhe des katholischen Gotteshauses überragt.

In dieser Lage ist der israelische Staat gefordert, weil ihm der umstrittene Platz gehört. Die Katholische Kirche erwartet von der Regierung wohl vergeblich ein endgültiges Bauverbot. Die jüdische Staatsmacht will sich im christlich-muslimischen Konflikt nicht zu sehr die Finger verbrennen, zumal sie sich selbst vom militanten Islam bedroht sieht. Immerhin hat Israel den Moslems, die mit der Errichtung der Moschee bereits begonnen haben, einen Baustopp verordnet, was diese zu heftigem Protest veranlasste. Derzeit ist alles in der Schwebe; diese „offene" Situation wäre der Regierung wohl auf Dauer am liebsten, weil sie glaubt, es so mit keiner Seite ganz zu verderben.

Ähnlich wie die Judenchristen stehen auch die christlichen Araber zwischen allen Stühlen. Selbst wenn sie zu der (durchaus begründeten) Einsicht kämen, dass sie – trotz arabischer Herkunft – unter einer israelischen Regierung sicherer und freier leben als unter der Fahne des Islam, können sie dem nicht folgen, weil es lebensgefährlich wäre. Unter christlichen Palästinensern geht die Angst um, denn selbst Neutralität gilt im Herrschaftsbereich von PLO-Chef Arafat als Zusammenarbeit mit Israel und damit als strafbare, ja verbrecherische „Kolloboration".

Anfang Januar 2001 exekutierte die PA (Palästinens. Autonomiebehörde) zwei ihrer eigenen Leute (Allan Bani Odeh und Majdi Machawi), weil sie angeblich mit Israelis zusammengearbeitet hätten. Die Hinrichtung der Verurteilten wurde von hunderten Zuschauern verfolgt, die während der Exekution frenetisch riefen:" Allah u-Akbar!" (Allah ist größer.) – Zwei weitere unbotmäßige Palästinenser wurden zum Tode verurteilt: Ali al-Hatib und Husa Din Musa aus Bethlehem. – Hana Alame und Waji Awadallah müssen lebenslängliche Gefängnisstrafen verbüßen. Diese Urteile wurden von PLO-Chef Arafat persönlich unterzeichnet.

Die palästinensischen Exekutiv-Kommandos sorgen für Angst und Schrecken unter allen Andersdenkenden, besonders christlichen Arabern. Ex-Justizminister Medayin schätzt die Zahl der verhassten „Kolloborateure" sogar auf 20 000 Leute. Er forderte sie auf, sich „freiwillig" zu stellen und sich einem „fairen Prozess" zu unterziehen. Glatter Zynismus, denkt man an die willkürlichen Strafgesetze und ständigen Exekutionen.

Hinzu kommt die islamische Propaganda gegen Juden und Christen, wobei beide Religionen als anti-moslemisch attackiert werden. Die judenchristliche Zeitschrift „Bote Neues Israel" (Nr. 137 / 2001) zitiert hierzu den führenden islamischen Iman Dr. Achmad Abu Chalabita, einst Rektor der Isla-

mischen Universität. Der hochrangige Religionsvertreter erklärte bei einer Freitagspredigt: *„Alle Juden sind Verbrecher und Terroristen!"*

Er rühmte zudem die Selbstmord-Attentäter, die sofort ins Paradies gelangen würden. Eindringlich warnte er seine Anhänger davor, in Kontakt mit Christen zu treten: „Allah hat uns aufgerufen, nicht in den Bund mit Juden und Christen einzutreten, sie nicht zu lieben und keine Abkommen mit ihnen zu schließen. Aber jenen, die dies dennoch tun, sagt Allah: „Nimm keine Juden und keine Christen zu Bundesgenossen, denn sie sind Verbündete miteinander – und wer sich mit ihnen verbündet, wird selbst einer von ihnen." – Obwohl die Feindschaft zwischen Juden und Christen groß ist, haben sie sich zusammengerottet, um gegen die Monotheisten zu kämpfen. Dies bedeutet, dass sie Front gegen Euch Muslime machen."

Anti-Missions-Gesetz gegen Judenchristen

Der Staat Israel regiert und reagiert religionspolitisch relativ tolerant; er wird jedoch restriktiv, wenn es um die sog. „Judenmission" geht. Seit 1978 gibt es in Israel ein Gesetz gegen die „Überredung zur Veränderung der Religion", meist einfach „Anti-Missions-Gesetz" genannt: es stellt die Anleitung zum Religionswechsel unter Strafe, wenn damit finanzielle Zuwendungen „oder andere materielle Güter" verbunden sind.

Das Gesetz zielt vor allem gegen die Missionstätigkeit judenchristlicher Gruppen in Israel und gegen Traktatzusendungen messianischer Juden („Jews for Jesus") aus den USA. Viele Judenchristen sind evangelisch-freikirchlich orientiert; nicht wenige fühlen sich auch nach ihrer Umkehr zu Christus weiterhin dem jüdischen Religionsgesetz verpflichtet und beachten die detaillierten orthodoxen Vorschriften.

Mit dem Anti-Missions-Gesetz artikulierte der Staat Israel seine Befürchtung, zu viele Juden könnten zum Christentum „überlaufen". Für christliche Missionstätigkeit unter Arabern gibt es hingegen de facto keine Beschränkungen. Freilich zielt das Anti-Missions-Gesetz eher auf vorsorgliche Abschreckung als auf tatsächliche Bestrafung. Bislang wurde jedenfalls noch kein Judenchrist aufgrund dieses Gesetzes verurteilt.

Die abschreckende Funktion des Anti-Missions-Gesetzes zeigte sich z. B. bei der Herstellung des Films „Die vergessene Verwandtschaft", der Ende Dezember 1992 im NDR-Fernsehen ausgestrahlt wurde. Die Dokumentation befasste sich mit der Situation von Judenchristen im Heiligen Land. Im Fernsehtext heißt es: „Messianische Juden waren nicht bereit, vor die Kamera zu treten – alle sind ängstlich, weil sie befürchten, dass man ihre Staatsbürgerschaft aberkennen könnte, oder dass sie andere Privilegien, die Juden zustehen, verlieren könnten."

Innerhalb der weltweiten Judenheit geht es hinsichtlich „Judenmission" zuweilen toleranter zu als in Israel selbst. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) vom 13. 5. 1993 berichtet, dass Prof. Michael Wyschogrod vom AJC (American Jewish Congress) vor einer „Selbstkompromittierung des Christentums" warnt. Der jüdische Philosoph akzeptiert ausdrücklich den christlichen Anspruch auf Judenevangelisation. Das Christentum könne und solle nicht auf seine Grundaussagen verzichten. Der AJC-Vertreter, der zum liberalen Flügel der amerikanischen Orthodoxie gehört, erklärte hierzu: „Es gibt ein gewisses Recht auf Judenmission, solange dabei keine illegalen Mittel benutzt werden."

Ähnlich reagierte der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde von Berlin, Andreas Nachama. Wie „Idea-Spektrum" (Nr. 26/99) berichtete, hält Nachama einen Wechsel vom Judentum zum Christentum vor allem dann für möglich, wenn es sich um Herkunftsjuden handelt, die sich ohnehin den orthodoxen Glaubensinhalten entfremdet haben. Für „befremdlich" hält er Missionsanstrengungen unter solchen Juden, die sich ihrer religiösen Tradition verbunden wissen. Den Aufruf des Papstes für eine „Re-Christianisierung Europas" begrüßte der Gemeindevorsteher ausdrücklich; dieses Ziel solle auf dem Fundament des Alten Testaments und der 10 Gebote angestrebt werden.

„Yad le Achim": Einschüchterung und Gewalt

Neben dem Anti-Missions-Gesetz existiert ein weiteres Druckmittel gegen messianische Juden: die rabiate Vereinigung: „Yad le Achim", auf deutsch: „Die Hand den Brüdern". Diese ultraorthodoxe Gruppe versteht sich als Gralshüter der „reinen Lehre"; sie will missionarische „Eindringlinge" und judenchristliche „Verräter" abwehren.

Die Antimissionsliga ist in ihren Methoden oft rabiat bis militant; auch vor Erpressungen und Brandanschlägen schreckt sie nicht zurück. So wurde z. B. die „Messianische Bekenntnisgemeinschaft", die der deutsch-israelische Judenchrist Klaus Moshe Pülz leitet, schon mehrfach mit Drohungen und Brandanschlägen dieser Gruppe konfrontiert.

Yad-le-Achim ist freilich keine staatliche Institution; der Verein bekam jedoch den gemeinnützigen Status zugebilligt, woran auch gewalttätige Aktionen nichts geändert haben. Diese unverständlich erscheinende Haltung des Staates ist vor allem darauf zurückzuführen, dass in den meisten israelischen Regierungen auch orthodoxe Minister sitzen, die solche Organisationen wie „Yad le Achim" wohlwollend bewerten. Diese politische Einflussnahme von orthodoxer Seite wird von vielen Israelis (religiös-liberalen bis weltlichen Juden) missbilligt – bis hin zu Protestaktionen säkularer Juden gegen strikte orthodoxe Sabbatverordnungen (z. B. Fahrverbot für öffentliche Verkehrsmittel).

Insgesamt lässt sich festhalten: eine wirkliche Verfolgung oder massive Unterdrückung von Christen gibt es in Israel nicht. Es bestehen jedoch staatliche Einschränkungen der Religionsfreiheit (wozu auch das Recht auf ungehinderte Missionstätigkeit gehört) sowie der „halbstaatliche" Druck gegen Judenchristen (Antimissionsliga).

Für judenchristliche Einwanderer hat sich die Situation seit 1992 allerdings erheblich verschlechtert. Im September 1992 verkündete das Oberste Gericht mit Sitz in Jerusalem, dass die „messianischen Juden" nicht als Juden anerkannt werden, sondern als Angehörige einer anderen Religion zu bewerten sind. Dabei genügt allein das Bekenntnis zu Christus als Grund für die Aberkennung des Judeseins. Mitgliedschaft in einer Kirche oder die Taufe sind also nicht einmal nötig, um Herkunftsjuden, die Jesus als Messias verehren, ihr Judentum abzusprechen.

Dieser Urteilsspruch steht im Widerspruch zur Halacha (jüdisches Religionsgesetz), das festlegt: Jude ist jemand, der von einer jüdischen Mutter geboren wurde. Folglich wird auch einem Atheisten, Marxisten, Agnostiker usw. das Judesein nicht abgestritten, da sich dieses nicht religiös definiert, sondern an der Abstammung orientiert. Das Bekenntnis zu Christus wird jedoch als „Übertritt in eine andere Religion" und damit als Abfall vom Judentum beurteilt.

Anlass für diese Entscheidung des Obersten Gerichts war der sog. „Fall Beresford". Das jüdische Ehepaar Beresford reiste 1986 mit seinen zwei Söhnen nach Israel und stellte einen Antrag auf Einbürgerung. Als bekannt wurde, dass die Beresfords an Jesus glauben, wurde 1992 gegen den Einbürgerungs-Antrag entschieden. Da half es auch nichts, dass sich die Beresfords selbst als Juden definieren und die orthodoxe Halacha für verbindlich halten auch bezüglich der eigenen Lebensführung. – Die israelischen Behörden erklärten zum „Fall Beresford", judenchristliche Einwanderer hätten keinen Anspruch auf die israelische Staatsangehörigkeit, nicht einmal eine Aufenthaltsberechtigung. Vor 1992 war großzügiger verfahren worden: die Betroffenen erhielten zwar keine Einbürgerung, aber ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht.

1994 wurde der Fall „Chaim Seewi" bekannt: einem Juden, der in den USA eine Christin geheiratet hatte, wurde der Anspruch auf Einwanderung verweigert. Er wurde gewissermaßen ein „Christ wider Willen", da er selber nicht christusgläubig ist. Seewi wandte sich an die israelische Bürgerrechtsvereinigung, die sich in seinem Namen beim Obersten Gerichtshof beschwerte. – Weltliche Juden und liberale Gruppierungen stehen den Judenchristen in der Regel toleranter gegenüber als die jüdische Orthodoxie.

Ende Januar 2000 fällte das israelische Obergericht einen kurzen, für die Zukunft des Landes aber bedeutsamen Beschluss: drei jungen Äthiopierinnen, die 1991 einwanderten, wurde die israelische Staatsbürgerschaft nachträglich aberkannt. Obwohl die Schwestern einen gemeinsamen jüdischen Adoptiv-Vater haben, wurden sie des Landes verwiesen, weil sich herausstellte, dass ihre äthiopische Mutter Christin ist. Die drei Frauen wurden vom israelische Anwalt Nadav Haber verteidigt, der dem Innenministerium „Schnüffelei" und „Gedankenpolizei" vorhielt. Das Obergericht verwarf jedoch die Berufung des Verteidigers und bestätigte den Ausweisungsbefehl von Innenminister Scharansky. Besonders pikant: der Innenminister gehörte früher selber zu einer Schar von Verfolgten, nämlich als Bürgerrechtler in der kommunistisch regierten Sowjetunion.

Israel zwischen Toleranz und Orthodoxie

1997 wurde im israelischen Parlament über eine Verschärfung des Anti-Missions-Gesetzes debattiert. Einige orthodoxe Abgeordnete hatten einen entsprechenden Gesetzesentwurf vorgelegt; dieser wurde mehrheitlich abgelehnt, auch vom damaligen Ministerpräsidenten Netanjahu. Dieser hatte amerikanische Politiker, die eine umfassende Religionsfreiheit in Israel anmahnten, mit der Zusage beschwichtigt, man werde weiterhin am „Pluralismus" und demokratischen Grundsätzen festhalten.

Umso unverständlicher erscheint die Entwicklung ein Jahr später: im Frühjahr 1998 führte ein noch schärferer Gesetzesantrag zum Erfolg: Mit 37 zu 28 Stimmen wurde Ende Mai ein Gesetz verabschiedet, das bereits das „Predigen mit der Absicht, eine andere Person zum Religionswechsel anzuregen", unter Strafe stellt. Für missionarische Bemühungen (z. B. Traktate verteilen) drohen Gefängnisstrafen bis zu drei Jahren. Für diesen Eilantrag des Abgeordneten Raphael Pinchasi setzte sich auch Premier Netanjahu ein, obwohl er sich im Vorjahr völlig anders geäußert hatte. Sein Umschwenken wird auf den Einfluss ultra-orthodoxer Politiker zurückgeführt.

Der Judenstaat steht mehr denn je vor einem Scheideweg: Entweder verstärkt sich die Tendenz zum rabiaten Religionsstaat oder Israel hält fest am Modell einer pluralistischen Demokratie, die Minderheitenschutz und freie Religionsausübung garantiert. Seit der Gründung des jüdischen Staates 1948 war das Land stets von beiden Strömungen beeinflusst.

Der „Evangeliumsdienst für Israel" berichtet in seiner Publikation „Gesandt zu Israel" vom 4. August 1999: „Immer wieder geraten Gemeinden und Organisationen, denen die Verkündigung des Evangeliums am Herzen liegt, unter Beschuss. Orthodoxe Juden sehen in der „Mission" eine Gefahr, weil sie glauben, dass ein Jude, der an Jesus glaubt, dadurch außerhalb der jüdischen Gemeinschaft steht."

Unter zunehmenden Druck der Orthoxen geraten freilich auch liberale und weltliche Juden: „Nicht nur messianische Juden werden vehement bekämpft; auch säkulare und Reformjuden stehen auf der Abschussliste. So behauptet der sephardische Oberrabbiner Bakschi-Doron öffentlich: „Der Schaden, den Reformjuden dem jüdischen Volk durch Assimilation zufügen, ist zahlenmäßig größer als der Holocaust."

Die bereits erwähnte Anti-Missions-Liga „Yad le Achim" verstärkte in jüngster Zeit ihre Aktivitäten gegen messianische Juden. Baruch Maoz, bekannter Judenchrist und Verleger der messianischen „Gnade-und-Wahrheit"-Gemeinde in Rishon-Le-Zion, berichtet über zunehmende Schikanen dieser Einschüchterungsorganisation. So verlange „Yad le Achim" beispielsweise von israelischen Arbeitgebern, dass sie Judenchristen entlassen.

Die neuesten Nachrichten aus dem Hl. Land zeigen erneut, dass sowohl „messianische Juden" wie auch arabische Christen zwischen den Fronten zerrieben werden. So berichtet das christliche Wochenmagazin „idea-SPEKTRUM" (Nr. 46/2002): „Juden, die an Jesus Christus glauben, bekommen Schwierigkeiten mit orthodoxen Juden und palästinensischen Moslems."

Zudem nennt das Magazin folgendes Beispiel: Jerusalems höchste moslemische Autorität, Mufti Ekrima Sabri, verhängte unlängst ein Todesurteil gegen den judenchristlichen Pastor David Ortiz. Der Pastor leitet eine Gemeinde, zu der sowohl messianische Juden wie auch christliche Araber gehören. In der Vergangenheit wurde er wiederholt von Palästinensern mit dem Tode bedroht, falls er seine missionarischen Bemühungen unter Moslems fortsetze.

Das Heilige Land braucht Schalom, also Frieden und Heil. Das bekannte hebräische Wort „Schalom" beinhaltet mehr als nur Waffenruhe. Es zielt auf einen umfassenden, von Gott gesegneten Frieden, der auf Recht und Gerechtigkeit fußt. Davon ist das Land, in dem Christus einst lebte, noch weit entfernt.

Anschrift der Autorin: Felizitas Küble
Schlesienstr. 78, 48167 Münster

Zu Schlüsselfragen des Glaubens

Antworten aus der authentischen Lehre der Kirche in den Schriftenreihen

RESPONDEO

Prof. P. Dr. H. van Straelen SVD
Selbstfindung oder Hingabe
Zen und das Licht der christlichen Mystik
Nr. 1, 4. erw. Aufl. 1997, 144 S., € 9,–

W. Schamoni
Kosmos, Erde, Mensch und Gott
Nr. 3, 64 S., € 6,–

Prof. Dr. W. Hoeres
Evolution und Geist
Nr. 4, 174 S., 2. wesentlich erweiterte Auflage 12,– €

Prof. J. Stöhr
u. Prof. B. de Margerie SJ
Das Licht der Augen des Gotteslammes
Nr. 5, 72 S., € 6,–

Prof. Dr. L. Scheffczyk
Zur Theologie der Ehe
Nr. 6, 72 S., € 6,–

P. Dr. A. Günthör OSB
Meditationen über das Apostolische Glaubensbekenntnis, Vaterunser und Gegrüßet seist du, Maria
Nr. 7, 136 S., € 9,–

Prof. Dr. J. Dörmann
Die eine Wahrheit und die vielen Religionen
Nr. 8, 184 S., € 9,–

Prof. J. Auer
Theologie, die Freude macht
Nr. 9, 64 S., € 6,–

Dr. K. Wittkemper MSC
Herz-Jesu-Verehrung Hier und Heute
Nr. 10, 136 S., € 9,–

Regina Hinrichs
Ihr werdet sein wie Gott
Nr. 11, 2. Aufl., 112 S., € 9,–

Prof. Walter Hoeres
Theologische Blütenlese
Nr. 12, 180 S., € 10,–

Prof. Walter Hoeres
Kirchensplitter
Nr. 13, 86 S., € 6,–

Prof. Walter Hoeres
Zwischen Diagnose und Therapie
Nr. 14, 324 S., € 12,–

Dr. Heinz-Lothar Barth
„Nichts soll dem Gottesdienst vorgezogen werden"
Nr. 15, 199 S., € 10,–

DISTINGUO

Prof. Walter Hoeres
Gottesdienst als Gemeinschaftskult
Nr. 1, 44 S., € 6,–

F.-W. Schilling v. Canstatt
Ökumene katholischer Vorleistungen
Nr. 2, 2. erw. Aufl., 46 S., € 6,–

Msgr. Ulrich Paul Lange
Maria, die in der Kirche nach Christus den höchsten Platz einnimmt und doch uns besonders nahe ist (Ansprachen)
Nr. 3, 93 S., € 6,–

Dr. Richard Giesen
Können Frauen zum Diakonat zugelassen werden?
Nr. 4, 122 S., € 8,–

Dr. Joseph Overath
Hoffnung auf das Morgen der Kirche
Nr. 5, 76 S., € 6,–

Prof. Dr. Georg May
Kapitelsvikar Ferdinand Piontek
Nr. 6, 70 S., € 6,–

QUAESTIONES NON DISPUTATAE

Prof. Dr. G. May
Die andere Hierarchie
Bd. II, 2 unv. Aufl. 1998, 184 S., € 12,–

Balduin Schwarz
Ewige Philosophie
Bd. III, 2000, 144 S., € 11,–

Bernhard Poschmann
Die Lehre von der Kirche
Bd. IV, 2000, Hrsg. von Prof. Dr. G. Fittkau
344 S., € 14,–

Prof. Walter Hoeres
Wesenseinsicht und Transzendentalphilosophie
Bd. V, 2001, 178 S., € 12,–

Dr. G. Klein/Dr. M. Sinderhauf (Bearb.)
Erzbischof Johannes Dyba „Unverschämt katholisch" 3. Auflage
Band VI, 592 S.,
16,5 x 23,5 cm, Festeinband, € 17,–

W. Schamoni
Theologischer Rückblick
1980, 184 S., 9,– €

W. Schamoni
Die seligen deutschen Ordensstifterinnen des 19. Jahrhunderts
1984, 88 S., 6,– €

Prof. Joh. Overath/Kardinal Leo Scheffczyk
Musica spiritus sancti numine sacra
Consociatio internationalis musicae sacrae
hrsg. von Dr. G. M. Steinschulte
2001, 156 S., geb. 19,– €

Herausgegeber:
Fördergemeinschaft „Theologisches" e.V.

Bestellung an: Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, 53708 Siegburg, Fax 0 22 41–5 38 91 · E-mail: VerlagSchmitt@aol.com